

DAVID

Jüdische Kulturzeitschrift



CHANUKKA 5779

Ein grosses Jubiläum wird diskret begangen Die Basler Synagoge ist 150 Jahre alt – gefeiert wurde aber kaum

Peter BOLLAG

Ein Klezmer-Konzert und eine Rede des inzwischen abgetretenen Gemeindepräsidenten – so bescheiden feierte im Spätsommer die Israelitische Gemeinde Basel (IGB) den 150. Geburtstag ihrer Synagoge.

Geplant war es eigentlich anders: ein grosses Strassenfest, wie Wien es auch schon mehrere Male organisiert hatte. Wie in Wien war die Idee, die nichtjüdische Nachbarschaft in dieses Jubiläum zu integrieren. Doch die finanziellen Probleme vor allem aufgrund der hohen Sicherheitskosten, die in der Schweiz bisher noch nicht vom Staat übernommen wurden, erwiesen sich als fast unüberwindliche Hürde für so ein Fest oder auch einen anderen grösseren festlichen Anlass. Zumal den Mitgliedern auch sonst eher wenig zum Feiern zumute ist: Ein schleichender, aber anhaltender Mitgliederschwund und fehlende Finanzen sind nur einige der Probleme der IGB.

Gründe, das G'tteshaus an der Leimenstrasse gebührend zu feiern, gäbe es dabei allerdings mehr als genug: Der vom deutschen Architekten und Ingenieur Hermann Gauss geplante prächtige Bau überstand als eine der wenigen Synagogen im deutschsprachigen Raum nämlich die höchstwahrscheinliche Zerstörung durch die Nazi-Scheren dank der Schweizer Neutralität im Zweiten Weltkrieg – anders als beispielsweise die nur etwa 12 km weiter nördlich gelegene Synagoge der Gemeinde Lörrach auf deutschem Boden.

Als die Basler Synagoge 1868 eröffnet wurde, stand sie auch als sehr gut sichtbares Zeichen des Aufbruchs und der Erneuerung da: das bisherige Betlokal in der Basler Altstadt erwies sich nämlich als zu klein, weil die Gemeinde, ebenso wie die Stadt als Ganzes, in jenen Jahren ständig grösser wurde. Nicht zuletzt kam der Zuwachs aus dem Elsass, von wo aus nicht wenige jüdische Familien in jenen Jahren nach Basel einwanderten. Gleichzeitig wurde der jüdischen Gemeinde in der Schweiz endlich und im Vergleich zu anderen Ländern deutlich verspätet die rechtliche Gleichstellung verliehen. Damit wollte

diese der nichtjüdischen Umwelt zeigen, dass sie auch räumlich endlich „im Zentrum“ angekommen war. Und so bestand die Vorstellung gegenüber der christlichen Umwelt, auch durch den Synagogenbau müsse man beweisen, unabhängig von der vorherrschenden Religion zu sein. Das zeigte sich in den maurischen und byzantinischen Stilelementen, die die Synagoge ebenfalls auszeichneten. Hermann Gauss nahm sich dabei die nur wenige Jahre früher erbaute Stuttgarter Synagoge zum Vorbild. Tragisch war allerdings, dass Architekt Gauss bereits kurz vor der Fertigstellung des Gebetshauses verstarb. Gedacht war die Synagoge für bloss etwa 300 Personen. Und kosten sollte sie nicht mehr als 90.000 Franken, heute ca. 80.000 Euro.

Die feierliche Einweihung fand dann im September 1868 statt. Weil die Gemeinde in jenen Jahren noch nicht über einen eigenen Gemeinderabbiner verfügte, sprang



Innenansicht der Basler Synagoge, Blick zur Empore.



Innenansicht der Basler Synagoge, Blick zum Thoraschrein.

**Die Wirtschaftskammer
Österreich wünscht der
jüdischen Gemeinde ein
schönes und friedvolles
Chanukkafest.**



Ordination Dr. Gollner

wünscht allen Leserinnen und
Lesern des DAVID ein schönes und
friedvolles Chanukkafest.



Univ. Prof.
Dr. ALEXANDER ROSEN

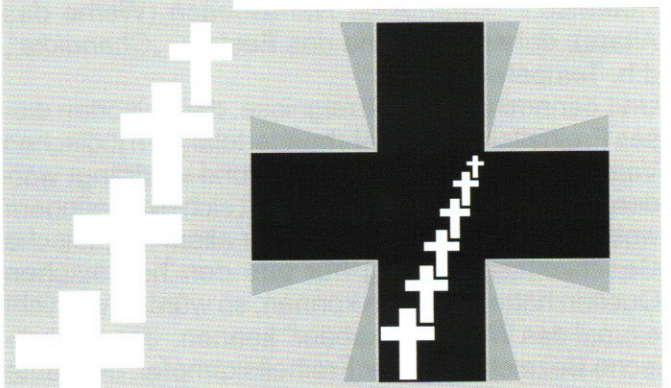
Facharzt für
Geburtshilfe und Frauenheilkunde,
1200 Wien, Allerheiligenplatz 4/25,
T.: 431/330 44 92, -ALLE KASSEN-

Univ. Prof.
Dr. HARALD ROSEN

Facharzt für Chirurgie
3430 Tulln, Rudolf-Buchingerstr. 5,
T.: +43/2272/82122, -ALLE KASSEN-
wünschen allen Patienten, Freunden,
Verwandten und Bekannten
ein friedliches Chanukkafest!

Arbeit für den Frieden

österreichisches schwarzes kreuz



*...,wünscht allen Lesern des DAVID
ein gesundes, friedvolles und
schönes Chanukkafest!“ ...*

Kriegsgräberfürsorge

in Zusammenarbeit mit dem

BM.I

„Maos Zur“, das allabendlich von der ganzen Familie nach dem Anzünden der Lichter in der Chanukkija gesungen wird. Sein Autor ist wahrscheinlich ein Synagogensänger aus Deutschland – aus dem 13. Jahrhundert. Von seinem Namen verraten die Vershäupter, dass er Mordejai hiess. Seine Melodie erinnert auch an ein deutsches Marschlied. Vom 15. Jahrhundert an war das Lied schon in ganz Europa verbreitet. Die erste Strophe lautet:

*„Zuflucht, meiner Hilfe Hort
Dir gebühret Lobgesang,
Gründe des Gebetes Haus,
Dass wir Dankopfer bringen.
Wenn die Strafe Du bereitest,
Jedem wütenden Bedränger,
Dann vollend' ich unter
Psalmlied des Altars Weihe.“*

Wie die meisten unserer Feste, so ist auch Chanukka ein inniges Familienfest. Laut unseren traditionellen Geboten sind wir verpflichtet, das Wunder von Chanukka kundzutun und öffentlich sichtbar zu machen. Daher stellen wir die Lichter allabendlich an unsere Fensterbank oder vor unsere Wohnungstür. Es ist weiterhin üblich, sich nach dem Lichtentzünden im Familienkreis mit verschiedenen Spielen zu beschäftigen. An den Chanukkaabenden spielten sogar stets ernsthafte Gelehrte, die sonst die Spielleidenschaft als Zeitverschwendung verachteten.

Das bekannteste dieser Spiele ist ein aus dem mittelalterlichen Deutschland stammendes Kreiselspiel: „Trendel“ oder hebräisch „Sewiwon“. Der Trendel hat an vier Seiten vier hebräische Buchstaben, die den Verlauf des Spiels bestimmen. Die vier hebräischen Buchstaben ergeben einen hebräischen Satz, der daran erinnert, dass „Dort Einst ein Grosses Wunder geschah“. Im Spiel drehen die Teilnehmer ihre Kreisel, den Sewiwon, einer nach dem anderen. Je nachdem, welcher Buchstabe auf dem Kreisel oben liegt, gewinnt man oder muss man in die „Bank“ einzahlen. Die hebräischen Buchstaben stehen aber für deutsche oder auch jiddische Begriffe, wie das hebräische „Gimmel“ für „Ganz“; das „Heh“ für „Halb“; „Schin“ für „Stell ein“, oder besser gesagt, zahle ein; und schliesslich das „Nun“ für „Nichts“, das heisst kein Gewinn, aber auch kein Verlust im Spiel. Die hebräischen Buchstaben mit deutsch-jiddischen Begrifflichkeiten erinnern daran, wie Juden und die deutsche Volkskultur oft miteinander verbunden waren.

Information

Aus drucktechnischen Gründen wird der Beitrag über den jüdischen Friedhof Mattersburg auf die kommende Ausgabe, Heft 120, verschoben.

IMPRESSUM

DAVID - Jüdische Kulturzeitschrift
www.davidkultur.at

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

DAVID - Jüdischer Kulturverein:
A-2490 Ebenfurth, Leithastr. 22,
Telefon- & Faxnr: +431 / 888 69 45
Handy: +43699/130 20 230,
E-mail: office@davidkultur.at

Chefredakteur: Regierungsrat Ilan Beresin.

Redaktion: Evelyn Ebrahim Nahooray, B.A.,
Monika Kaczek, Ing. Turgut Mermertas,
HR Dr. Christoph Tepperberg,
Mag. Tina Walzer,

Lektorat: Monika Kaczek,
HR Dr. Christoph Tepperberg, Mag. Tina Walzer.

Freie Mitarbeiter: Dr. Domagoj Akrap,
Dr. Evelyn Adunka, Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Benz,
Rabbiner Dr. Joel Berger, Eva Beresin,
Dr. Annette Bussmann, Dr. Marianne Enigl,
Michael Friedmann,
Dr. Gregor Gatscher-Riedl,
Dr. Pierre Genée, Mag. Dr. Alfred Gerstl, MIR.,
Mag. Dr. Gerald Gneist, Dr. Gustav C. Gressel,
Dr. Michael Halévy,
Rabbiner Mag. Schlomo Hofmeister, Frank Jödicke,
Mag. Kerstin Kellermann,
Dr. Tirza Lemberger,
HR Dr. Hubert Michael Mader,
Karl Pfeifer, Emine Mermertas,
Mag. Dr. Ursula Prokop,
Univ.-Dozent HR Dr. Erwin Schmidl,
Mag. Bernd Schuchter,
Dr. Iris Sonder,
Charles Joseph Steiner,
MinR Gerhard Zirbs, B.A.

EDV-Koordination,

Design und grafische Gestaltung:

Eva Beresin, Ing. Turgut Mermertas

Zweck: Information der Mitglieder und Freunde
des Jüdischen Kulturvereines DAVID.

Grundlegende Richtung:

Überparteiliche und
überregionale jüdische Kulturzeitschrift.

Abonnementpreis:

4 Ausgaben / EUR 40,- (Ausland zzgl. Spesen).
Bankverbindung: ERSTE BANK
IBAN: AT05 2011 1310 0515 1078
SWIFT-Code: GIBAATWW.

Druck und Endherstellung:

Universitätsdruckerei Klampfer GmbH
A-8181 St. Ruprecht/Raab,
Barbara-Klampfer-Str. 347,

Tel.: 03178/28 555, Fax.: 03178/28 555-6(8)

**Für nicht verlangte Manuskripte und Fotos
wird keine Haftung übernommen. Die Redaktion
behält sich das Recht vor, Manuskripte zu
kürzen bzw. zu ändern. Beiträge von
Gastautoren müssen nicht die Meinung der
Redaktion wiedergeben.**



Der weite Bogen, den die Redaktion der Kulturzeitschrift DAVID mit dieser Ausgabe wiederum spannt, macht einmal mehr deutlich, wie viel Österreich seinen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern verdankt. Sie haben massgeblich dazu beigetragen, dass Österreich weltweit als Kulturnation anerkannt und geschätzt wird und Millionen von Besucherinnen und Besuchern anzieht. Ähnliches gilt für den wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Fortschritt, bedenkt man die zahlreichen Nobelpreisträger mit österreichischen Wurzeln.

Auch das Parlament darf seit Jahren ein architektonisches Juwel, das Palais Epstein – ehemals im Besitz einer aus Prag stammenden jüdischen Familie – nützen. Es wurde im Auftrag seines kunstsinnigen Besitzers, dem Bankier Gustav Ritter von Epstein, von Theophil Hansen direkt neben dessen Hauptwerk, dem historischen Parlamentsgebäude am Ring, erbaut. Epstein war nicht nur Kunstliebhaber, sondern auch Humanist, der sich vor allem durch sein soziales Engagement für die Armen der Stadt auszeichnete. Die noble Haltung, die er trotz des tragischen Schicksals nach dem Börsenkrach 1873 an den Tag legte, war und ist nicht alltäglich. Die enge Anbindung des Palais an das Parlament sehe ich daher nicht nur als Zeichen der Wertschätzung für ein ganz besonderes Gebäude, sondern auch als Ausdruck der Wertschätzung für das Vermächtnis eines ganz besonderen Menschen in turbulenten Zeiten und damit auch als Auftrag, dieses kulturelle Erbe der Familie dem Zentrum der Demokratie, dem Parlament, zu bewahren.

Gerade im Gedenkjahr, in dem wir uns insbesondere der Ereignisse von 1918 und 1938 erinnern, sollten wir uns all diese Leistungen, die das Bild Österreichs in der Welt bis heute prägen, vermehrt ins Gedächtnis rufen. Und die Lehre aus den Katastrophen der beiden Weltkriege muss sein: Was für den Wert und den Zusammenhalt einer Gesellschaft zählt, das sind gegenseitiger Respekt, soziale Verantwortung sowie die kompromisslose Wahrung und Verteidigung von Rechtsstaatlichkeit und Grundrechten.

Österreich ist heute eine gefestigte Demokratie. Die Gründung der Republik vor 100 Jahren, die Wochen von Ende Oktober bis zur Ausrufung der Republik am 12. November 1918 waren Tage der Entscheidung – eine kurze Zeitspanne, in der mutige und mit Weitblick und Verantwortung agierende Persönlichkeiten wesentliche Weichen gestellt haben. In diesem Sinne müssen wir dankbar und wachsam zugleich sein und bleiben – im Interesse einer friedlichen und sicheren Zukunft.

Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern ein frohes Chanukkafest, geruhsame Feiertage und selbstverständlich eine spannende und interessante Lektüre.

Wolfgang Sobotka
Präsident des Nationalrates der Republik Österreich



REPUBLIK ÖSTERREICH
Parlament

Limbus Verlag

Der Innsbrucker Limbus Verlag wünscht allen LeserInnen, AutorInnen, FreundInnen und Bekannten ein friedvolles Chanukkafest.

www.limbusverlag.at



Keren Kayemeth Leisrael

wünscht allen seinen
Spendern und Freunden
ein schönes Chanukkafest

1040 Wien Taubstummengasse 17/5
Tel: 01 - 513 86 11 info@kklwien.at

Bank Austria IBAN: AT64 1200 0104 1262 9800 BIC: BKAUATWW
BAWAG PSK IBAN: AT46 6000 0000 0130 0675 BIC: OPSKATWW



Chanukka – Ein Fest, das für Zuversicht und Hoffnung steht.

Chanukka, ein Fest welches Jahr für Jahr an das Wunder des Lichtes erinnert und die kurzen und dunklen Dezembertage mit Hoffnung und Zuversicht füllt. Ein Fest, das uns im Kreise unserer Familie und Freunde stärkt und unser Leben erhellt. Die Wichtigkeit der Familie und guter Freunde wird zu Chanukka wieder in den Vordergrund gerückt, die Dunkelheit wird überwunden und weicht einem positiven Gefühl des Aufbruchs. Chanukka ist aber auch ein Fest der Wohltätigkeit und des Respekts, was sich daran zeigt, dass Kinder von ihren Familien Münzen erhalten, die sie dann spenden dürfen. Respekt vor den Mitmenschen ist eine Eigenschaft, die leider allzu oft in den Hintergrund gerät und durch die aktuelle Verrohung der politischen Sprache Gefahr läuft, uns abhandeln zu kommen. Genau deshalb ist es auch so wichtig, diese Werte hochzuhalten und sich für diese einzusetzen, im beruflichen wie im privaten Leben.

Zur Chanukka-Zeit nehmen wir die Hoffnung und Zuversicht aus der Vergangenheit und besinnen uns auf gegenwärtige und zukünftige Tage. Dies ist vor allem in Zeiten grosser Veränderung und Schnelllebigkeit wichtig, in denen wir uns derzeit befinden. Umbrüche und Veränderungen stellen uns oftmals vor schwierige Entscheidungen und vor neue Wege.

Vor allem in Österreich konnten wir in den letzten Monaten viele Veränderungen auf Regierungsebene beobachten, die mich persönlich mit Sorge erfüllen. Es wird zunehmend ein Klima geschaffen, das Ausgrenzung normalisiert und der Spaltung der Gesellschaft nicht wirklich entgegenwirkt, sondern diese zum Teil sogar noch verstärkt.

Als Abgeordnete zum Europäischen Parlament setze ich mich dafür ein, die europäische Familie Tag für Tag näher zusammenzubringen. Ich setze mich dafür ein, nicht die Unterschiede, sondern die Gemeinsamkeiten in den Vordergrund zu rücken. Dies ist nicht nur für Europa und Österreich wichtig, sondern spielt auch in unserem täglichen Leben eine Rolle, zum Beispiel was unsere Familien und Freunde angeht. Feste wie Chanukka erinnern uns daran, wie wichtig es ist, Brücken und Unterschiede zu überwinden und gemeinsam – den Blick immer nach vorne gerichtet – in eine positive Zukunft zu schauen.

Ich wünsche allen ein fröhliches Fest – Chanukka Sameah!

Angelika Mlinar





© MTM/Andi Bruckner

Sehr geehrte Damen und Herren!
Liebe Leserinnen und Leser!



Zum Abschluss des heurigen Gedenkjahres beschäftigt sich die Kulturzeitschrift DAVID in seiner Chanukka-Ausgabe mit einem besonders dunklen Kapitel unserer Geschichte. **Zunächst wird des Novemberpogroms – der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 – gedacht.**

Menschen wurden ermordet, in Konzentrationslager verschleppt oder in den Suizid getrieben, Synagogen, Betstuben, Wohnungen und Geschäfte zerstört. Die so genannte Reichskristallnacht mündete knappe drei Jahre später in den Holocaust. Niemals zu vergessen ist gerade in einem Gedenk- und Bedenkjahr wie diesem Handlungsaufforderung und moralische Verpflichtung zugleich. Es ist ein seinem Wesen nach unmissverständlich politischer Auftrag, es ist Programm. „Nie wieder!“ Das ist das Versprechen, das wir heute für unsere Zukunft, unseren Kindern und Kindeskindern geben müssen.

Ein weiterer Beitrag ist dem Andenken der Geschwister Scholl – Hans Scholl (geb. 1918) und seiner Schwester Sophie Scholl, deren 75. Todestag (1943) heuer begangen wird – gewidmet. Diese jungen Menschen, die unter Einsatz ihres Lebens die Zivilcourage und den Mut aufbringen, sich einem System zu widersetzen, dem sie sich nicht unterzuordnen bereit sind, sind Vorbilder für viele Generationen. Ihr entschlossenes Handeln, ihre Konsequenz und Klarheit führen uns vor Augen, dass der Einsatz für eine Sache, an die wir glauben, für die wir brennen, das ist, worum es im Leben geht.

In diesem Sinne wünsche ich allen Leserinnen und Lesern und den Mitgliedern der jüdischen Gemeinden in Österreich ein frohes und friedvolles Lichterfest.

Dr. Norbert Schnedl
Vizepräsident des ÖGB
Vorsitzender der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst

Servicestellen im Überblick

österreichweit – kostenlos – barrierefrei



ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG

 **Bundesministerium**
Arbeit, Soziales, Gesundheit
und Konsumentenschutz

Service für Bürgerinnen und Bürger des Sozialministeriums

Mo bis Fr 8:00 bis 16:00 Uhr

01 71100-86 22 86

buergerservice@sozialministerium.at

Broschürenservice

Bestellservice des Sozialministeriums

Mo bis Fr 8:00 bis 16:00 Uhr

01 71100-86 25 25

broschuerenservice@sozialministerium.at

Allgemeine Informationen

Für Ihre Anregungen und allgemeinen Anfragen:

post@sozialministerium.at

Mit den jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern freuen sich auch die Christinnen und Christen in Österreich über das schöne jüdische Lichterfest Chanukka. In jüngerer Zeit ist Chanukka – wie religiöse Feste in anderen Religionen auch – stark zu einem Kinderfest geworden, an dem den Kindern Spielzeug und Süßes geschenkt wird. Dagegen ist nichts einzuwenden, aber das Fest hat kostbare Inhalte, die für Juden wie Nichtjuden von grosser Bedeutung sind:



Chanukka erinnert an die Wiedereinweihung des zweiten Tempels nach dem erfolgreichen Makkabäeraufstand gegen die seleukidische Herrschaft, die den Juden das antike Heidentum aufzwingen wollte. So gesehen ist Chanukka auch ein Fest der Religionsfreiheit. Ein Gedanke von grosser Wichtigkeit, wenn man bedenkt, dass heute in vielen Teilen der Welt Menschen dieses grundlegende Recht vorenthalten wird.

Im Zusammenhang mit den vielen jungen Toten des Makkabäeraufstands bezeugt die Heilige Schrift die Auffassung, dass die heldenhaften Taten eines Menschen – und ganz besonders das Blutzugnis des Märtyrertodes – überirdische Belohnung finden, dass die Gerechten zu einem unverlierbar ewigen Leben auferstehen. Diese Auffassung ist grundgelegt im Glauben an die unbegrenzte und umfassende Macht des lebendigen und lebenspendenden G'ttes. Darüber hinaus geht der Verfasser des zweiten Makkabäerbuches davon aus, dass die Schuld, die ein Mensch in seinem irdischen Leben auf sich geladen hat, durch Opfer und Fürbittgebete der Lebenden gesühnt werden könne. Insofern entfaltet er eine Verbindung der Menschen untereinander über den Tod hinaus und ruft zum solidarischen Füreinander-Einstehen vor G'tt auf. Das ist der Grund, warum in der katholischen Allerseelen-Liturgie eine respektvolle Lesung aus dem Zweiten Makkabäerbuch erfolgt.

Schliesslich ist Chanukka ein kraftvolles Bekenntnis zum Beistand G'ttes. Das ewige Licht, das als Zeichen der Anwesenheit G'ttes im Tempel brennen sollte, war am Erlöschen, so die Legende. Nur ein winziges Fläschchen Öl war noch vorhanden. Aber wie durch ein Wunder brannten die sieben Flammen der Menora acht Tage hindurch – bis der Herstellungsprozess des Lampenöls abgeschlossen war und nachgefüllt werden konnte. Es ist ein schönes Zeichen, dass mancherorts zu Chanukka auch in Österreich wieder öffentlich eine Menora entzündet wird – dies insbesondere heuer, das am 9./10. November des furchtbaren Unheils der Pogromnacht vor 80 Jahren zu gedenken war.

+ Christoph Kard. Schönborn

+ Christoph Kardinal Schönborn



**Chanukka soll Wärme, Helligkeit und Hoffnung in die Welt bringen.
Allen jüdischen Freunden im gesamten deutschsprachigen Raum
und ihren Familien wünschen wir ein frohes und friedvolles Lichterfest.**

**CSU-Landesleitung
Franz Josef Strauss-Haus
Mies-van-der-Rohe-Strasse 1
80807 München
Telefon: +49 (0) 89/1243-0
Telefax: +49 (0) 89/1243-299
Mail: Landesleitung@csu-bayern.de**





Liebe Leserinnen und Leser des DAVID,

Das erste Quartal des Jahres 5779 neigt sich dem Ende zu und wir dürfen uns bereits auf das Chanukkafest vorbereiten. Wie zu so vielen jüdischen Feiertagen gedenken wir auch zu Chanukka einer grossen Gefahr für das jüdische Volk und der Geschichte, wie diese Gefahr schliesslich überwunden wurde. Chanukka bedeutet „Einweihung“, und das wichtigste Symbol des Wiederauflebens des jüdischen Volkes nach dem Sieg der Makkabäer war die Wiedereinweihung des Tempels in Jerusalem und das damit verbundene Wunder des Öls.

Das Jahr 2018 ist ein Gedenkjahr in vielerlei Hinsicht. Wie bereits in den vergangenen „DAVID“-Ausgaben in diesem Jahr behandelt, sind nunmehr 80 Jahre seit den Ereignissen von 1938 vergangen. Die vorliegende Ausgabe hat einen ihrer Schwerpunkte auf dem Gedenken an die Ereignisse des Novemberpogroms der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938. Ein Datum, das auf Grund der brutalen Zerstörungskraft und der Enthemmung und Entfesselung der Gewalt, die darauf folgten, für immer in unserem kollektiven Gedächtnis bleiben wird. Da aber auch die schwersten Zeiten bemerkenswerte Persönlichkeiten hervorbringen, werden auch diese nicht vergessen: ein Artikel ist dem Andenken der Geschwister Hans und Sophie Scholl gewidmet, deren 100ter Geburtstag bzw. 75ter Todestag sich jähren. Auch Oskar Schindler, einer dank der Verfilmung seiner Geschichte wohl bekanntester Retter von Juden und Jüdinnen, hätte dieses Jahr einen besonderen Geburtstag gehabt, seinen 110ten. Ebenfalls 110 wäre Simon Wiesenthal geworden. Soviel über sein Leben auch bereits gesagt wurde, es gibt noch vieles mehr zu sagen. Dank des Wirkens des Wiener Wiesenthal Instituts und des neuen Wiesenthal Archivs am Rabensteig wird das auch so bleiben.

Die Kunstwelt begeht dieses Jahr die 100ten Todestage zweier der bedeutendsten österreichischen Künstler: Egon Schiele und Gustav Klimt. Ihre Werke werden in dieser Ausgabe unter einem besonderen Blickwinkel betrachtet, dem der jüdischen Sammler, Auftraggeber, Förderer und Mäzene, die wichtige Rollen in den Leben beider Künstler gespielt haben.

2018 ist auch das Jahr des 50ten Todestages des tschechisch-jüdischen Journalisten und Autors Max Brod und wäre das Jahr des 90ten Geburtstags von Friedensreich Hundertwasser gewesen.

Natürlich werden auch in dieser Ausgabe die Reihen über jüdische Gründungspersönlichkeiten der Oesterreichischen Nationalbank und über die virtuellen Rekonstruktionen von Synagogen und ehemaliger jüdischer Gemeinden fortgesetzt. Und aktuelle, spannende Interviews fehlen natürlich auch nicht.

Damit kann ich Ihnen, liebe Leser und Leserinnen, nur noch gute Unterhaltung und inspirierende Stunden bei der Lektüre dieser Ausgabe wünschen, sowie

Chanukka Sameach!

Ihr Oskar Deutsch
Präsident

ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE WIEN



nicht eindeutigen Bezug, den wir aus der Schule mitbekommen haben. In meinem Geburtsjahr 1968 gab es in Deutschland die *Frankfurter Schule*, später die *RAF*, eine grosse gesellschaftliche Debatte um die Väter und ihr Schweigen. Und was war in Österreich?

DAVID: In Österreich wurde mit der Uni-Aktion protestiert.

Kaup-Hasler: Es brauchte in einem erstickenden gesellschaftspolitischen Klima der damaligen Zeit Radikalität, daher diese Literatur seit Hans Lebert, Elfriede Jelinek und Thomas Bernhard. Der österreichische Umgang mit seiner Vergangenheit fordert Künstlerinnen und Künstler heraus, dieses Entsetzen über dieses Land auszudrücken. Heute ist es hoch interessant zu verfolgen und zu analysieren, mit welcher Innigkeit von der falschen Seite hier an einer Erinnerungsrhetorik gearbeitet und Erinnerung ritualisiert wird.

DAVID: Sie sprechen von FPÖ-Vertretern in der Bundesregierung?

Kaup-Hasler: Ja. Diese haben verstanden, was heute nicht mehr geht und arbeiten parallel mit Abgrenzung und einer Sprache des Hasses hinsichtlich anderer Bevölkerungsgruppen.

DAVID: Wann haben Sie vom Denkmal für die *Trümmerfrauen* erfahren, das der FPÖ-Obmann enthüllt hat?

Kaup-Hasler: Wir haben relativ spät davon erfahren. Die Initiatoren haben uns gefragt, ob wir die Obhut darüber übernehmen. Das hat unser Denkmalbeirat gut begründet

abgelehnt. Natürlich ist das eine ambivalente Sache. Ich wurde auch von Freunden angerufen, die gesagt haben, ihre Mutter sei keine der zum Trümmer-Aufräumen geschickte Nazifrau gewesen und habe dennoch geholfen. Wir müssen sehen, dass hier eine Mythologisierung von Geschichte mit kitschigen Bildern stattfindet, die teils aus der Filmproduktion der Nachkriegszeit kommen. Damit sollte eine Auseinandersetzung mit der NS-Zeit verhindert werden.

DAVID: Das Land sollte wieder als Insel der Seligkeit erscheinen.

Kaup-Hasler: Diese *Sound-of-Music*-Haftigkeit war nur eine Marketingschiene. Nachkriegsösterreich mit einem differenziert kritischen Blick zu betrachten heisst nicht das grundsätzlich Geleistete zu missachten. Doch es gab viele, die Österreich mit aufbauen wollten und die man nicht hier wollte.

DAVID: Sie meinen die vielen vertriebenen jüdischen

Menschen, die nicht zurückgeholt wurden?

Kaup-Hasler: Natürlich. Und mehr als das: Im Film *Waldheims Walzer* von Ruth Beckermann sieht man diesen Hass, mit dem beim Präsidentschaftswahlkampf 1986 noch gegen „die Ostküste“ gehetzt wurde. Oder nehmen wir den Umgang mit Simon Wiesenthal. Meine Begegnung mit ihm hat mein Denken über Österreich radikal verändert. Ich fragte ihn, wogegen er am meisten kämpfen habe müssen und er sagte, es war dieses Nachkriegsösterreich. Damals wäre eine Aufarbeitung so viel eher möglich gewesen, da die meisten Täter ja noch lebten. Interessant ist, dass dieses unsaubere Verhältnis aller Parteien zum historischen Erbe selbst dann spürbar blieb, als es gesellschaftspolitische Erfolge wie die von Frauenministerin Johanna Dohnal erkämpften gab. Das Verhältnis zur NS-Geschichte ist ungeachtet aller ideologischen Überzeugungen bis heute eine schwärende Wunde dieses Landes.

DAVID: Um zu der eingangs erwähnten Namensmauer für Opfer der *Shoah* zurückzukommen: Der Schriftsteller Doron Rabinovici hat bei einer

Podiumsdiskussion diese Woche angemerkt, es gehe nicht an, die anderen Opfer der NS-Verfolgung von dieser Erinnerung auszuschliessen. Die ermordeten Roma und Sinti, Homosexuellen und Widerstandskämpfer beschreibt Rabinovici als „blinde Flecken auf der Erinnerungslandschaft“.

Kaup-Hasler: Ich sehe das genauso. Die Namensmauer für *Shoah*-Opfer ist eine private Initiative von Kurt Jakob

Tutter, dessen Eltern ermordet worden sind. Er hat dem Bürgermeister und mir sehr bewegend die Namensmauer als einzigen Ort der Trauer für die Nachfahren der jüdischen Ermordeten erläutert. Wien hätte wie viele andere Städte, wie Berlin, Paris oder Brüssel, diesen Erinnerungsort längst schaffen müssen. Das hätte eine breite Diskussion und eine öffentliche Ausschreibung der künstlerischen Gestaltung bedingt, die es nun nicht gibt. Der Bund hat vor wenigen Tagen überraschend die Vollfinanzierung der privaten Initiative übernommen, Wien stellt einen Teil des Standortes zur Verfügung und wird das Objekt in seine Obhut nehmen, das heisst für die Pflege sorgen. Die Mauer ist noch nicht gebaut. Ich werde mich dafür einsetzen, diesen Raum zu öffnen und die Namen der anderen Opfer visuell einzuschliessen.

DAVID: Sie haben zum Tod von Rudi Gelbard gesagt



Moshe Jahoda-Platz, Jahodas Familie: „Grossen Respekt gefühlt. Foto: Stefan Joham, mit freundlicher Genehmigung.“



Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Überall auf der Welt werden in jüdischen Familien die Chanukka-Tage, das Fest zur Erinnerung an das Lichtwunder im Tempel von Jerusalem gefeiert.

Zeitlich liegen Chanukka und Weihnachten sehr nahe beieinander, und es sind beides Feste, bei denen das Licht als Symbol eine grosse Rolle spielt.

All diese Lichter erhellen die dunkle Jahreszeit. Sie sind Zeichen der Hoffnung, dass G'tt uns auch in dunklen Zeiten nicht alleine lässt.

Uns erinnert es daran, dass immer wieder auch Wunder in der Welt geschehen, dass wir diese nur wahrnehmen und dankbar annehmen müssen.

Und so, wie die Lichter des Chanukka-Leuchters und die Kerzen auf den Adventkränzen nebeneinander leuchten, so sind sie auch ein Symbol für das Miteinander der verschiedenen Religionen und Traditionen in unserem Land.

Das ist die Basis für gegenseitiges Verständnis und Vertrauen, die Basis für ein friedliches und gutes Zusammenleben, das – wie wir wissen – keineswegs selbstverständlich ist, sondern von jeder Generation immer wieder neu erarbeitet werden muss.

Allen Leserinnen und Lesern von DAVID ein Frohes CHANUKKA-FEST!

Mag. Thomas Stelzer
Landeshauptmann von Oberösterreich



Liebe Leserinnen und Leser der Kulturzeitschrift DAVID!

In der dunklen Jahreszeit, wenn wir das Tageslicht nur wenige Stunden geniessen können, empfinden die Menschen das Bedürfnis nach Wärme und Licht besonders intensiv. Lichterfeste der grossen Weltreligionen, wie das jüdische Chanukka-Fest und das christliche Weihnachtsfest haben eine grosse Bedeutung. Sowohl der Chanukkaleuchter als auch die Kerzen am Adventkranz prägen unsere Wohnungen in dieser Zeit. Eine Zeit des besinnlichen Beisammenseins, des Miteinanders, des gegenseitigen Respektierens und des Friedens.

Der Gedanke an den Frieden ist sicher auch Anlass, in dieser aktuellen Chanukka-Festausgabe wieder an die historischen Ereignisse anlässlich des Jahrestages der Machtergreifung des NS-Regimes und dessen grauenhafte und verabscheuungswürdige Verbrechen an der jüdischen Bevölkerung zu erinnern. Aber auch an die mutigen Taten der Geschwister Scholl und den Industriellen und Judenretter Oskar Schindler. Erinnert wird auch an den grossen österreichischen Maler und Architekten Friedensreich Hundertwasser, der sich sehr früh mit dem umweltgerechten und trotzdem wohnlichen Bauen auseinandersetzte und dem modernen Baustil eine klare Absage erteilte mit seiner Aussage: "Unsere modernen Bauten sind betongewordene Schnapsideen".

Ich wünsche Ihnen allen, liebe Leserinnen und Leser des DAVID, eine spannende Lektüre. Im Namen des Österreichischen Seniorenbundes wünsche ich Ihnen und uns, aus den Lichterfesten viel Kraft für ein friedliches Zusammenleben zu schöpfen und eine besinnliche Zeit im Kreise Ihrer Familie zum Chanukka-Fest.

LAbg. Ingrid Korosec
Präsidentin des Österreichischen Seniorenbundes
und des Österreichischen Seniorenrates





Liebe Leserinnen und Leserinnen des DAVID,

das Jahr 2018 ist für Österreich ein bedeutendes Gedenk- und Erinnerungsjahr. Als Vorsitzender der Landeshauptleutekonferenz habe ich für den 4. Oktober im Palais Niederösterreich zu einer ausserordentlichen Landeshauptleutekonferenz eingeladen.

Aus Anlass des Gründungsjubiläums «100 Jahre Republik Österreich» fand zudem ein Festakt der Bundesländer statt, bei dem auch klare Worte zum dunkelsten Kapitel unserer Geschichte gefunden wurden. 1938 wurde Österreich mit dem sogenannten «Anschluss» Teil einer menschenverachtenden Diktatur, eines rassistischen und verbrecherischen Terrorregimes, das Krieg, Zerstörung und millionenfachen Mord brachte. Auch die Novemberpogrome stehen für den nationalsozialistischen Terror, der sich in Österreich ebenfalls in brutalster und schändlichster Weise gegen Jüdinnen und Juden richtete.

Wir gedenken in diesem Jahr der Opfer jener Zeit. Aber wir haben nicht nur die Verantwortung des Gedenkens und des Erinnerns. Wir müssen dieser Verantwortung auch durch unser Tun in der Gegenwart und in der Zukunft gerecht werden: durch unseren Einsatz für Menschlichkeit, für Toleranz, für ein demokratisches und friedliches Miteinander. Diese Werte sind nicht nur für die Zukunft Österreichs, sondern auch für den weiteren Weg Europas von entscheidender Bedeutung.

Abschliessend wünsche ich allen Leserinnen und Lesern des DAVID sowie allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern ein friedvolles Chanukka-Fest, ein schönes Lichterfest. Möge das Licht als Symbol der Hoffnung, der Zuversicht und des Zusammenhalts seine ganze Kraft entfalten und zu einem friedlichen Miteinander beitragen.

Hans Niessl
Landeshauptmann von Burgenland

PORTRÄT- WASSERZEICHEN

Hält man die Banknote gegen das Licht, werden das Porträt der mythologischen Gestalt Europa, ein Fenster und die Wertzahl sichtbar.

SMARAGDZAHL

Beim Kippen bewegt sich ein Lichtbalken auf und ab. Die Farbe der Zahl verändert sich von Smaragdgrün zu Tiefblau.

SICHERHEITSFADEN

Hält man die Banknote gegen das Licht, wird ein dunkler Streifen mit €-Symbol und Wertzahl sichtbar.



www.oenb.at | oenb.info@oenb.at | +43 1 404 20 6666

PORTRÄT- FENSTER

Betrachten Sie die Banknote gegen das Licht. Das im Hologramm enthaltene Fenster wird durchsichtig. In ihm erscheint ein Porträt der mythologischen Gestalt Europa, das von beiden Seiten des Geldscheins zu erkennen ist.

PAPIER UND RELIEF

Das Papier fühlt sich griffig und fest an. Auf der Vorderseite kann man am linken und rechten Rand erhabene Linien ertasten. Auch Hauptmotiv, Schrift und große Wertzahl haben ein fühlbares Relief.



Stabilität und Sicherheit.

Die neue 50-Euro-Banknote

FÜHLEN – SEHEN – KIPPEN

Drei einfache Schritte, um die Echtheit einer Banknote zu erkennen.

€NB
OESTERREICHISCHE NATIONALBANK
EUROSYSTEM

tion des Projekts wurde aber auch sie gestrichen. Man kann den *Altan* nicht betreten, aber man kann hinausschauen.

DAVID: Anstatt des berüchtigten Balkons wird man das *Alma-Rosé-Plateau* betreten.

Sommer: Es gibt in Österreich kein Holocaust-Museum. Und so sehe ich mich ganz besonders verpflichtet, dass wir uns dieses Schwerpunkts annehmen.

DAVID: Haben Sie ein Lieblingsobjekt in Ihrem Museum?

Sommer: Es ist schwierig, eines herauszuheben. Jedes Objekt gehorcht anderen Parametern. Es gibt kunsthandwerklich und historisch „sprechende“ Objekte wie den Kaiserlogenvorhang aus dem Parlament; eine ganz andere emotionale Kraft wiederum hat der Bär, der 1956/57 bei der Flucht aus Ungarn nach Österreich mitgenommen worden ist und den wir als Leihgabe bekommen haben.

DAVID: Sie haben ja mit nichts begonnen, es gab nicht ein Objekt.

Sommer: Ich war allein. Mitte Februar 2017 habe ich begonnen, musste das Konzept, mit dem ich mich beworben hatte, weiter ausarbeiten, den Architekturwettbewerb für die Einrichtung international ausschreiben, musste ein Team aufbauen, Objekte finden. Eine tolle Chance ist es natürlich, wenn man das Team selbst zusammenstellen kann. In diesen eineinhalb Jahren ist sehr sehr viel passiert.

DAVID: Jedes Museum hat seine Zimelien, Attraktionen. Was wird die Zimelie im *Haus der Geschichte* Österreich sein?

Sommer: Wir haben ein ganz zentrales Objekt der österreichischen Zeitgeschichte der Zweiten Republik – das Pferd, das von Alfred Hrdlicka und anderen als Kunstbeitrag zur *Waldheim-Debatte*

gemacht worden ist. Es ist eine Leihgabe des *Republikanischen Klubs*. Vom Umfang her ist es unser größtes, und es ist auch ein zentrales Objekt, das für eine geschichtspolitische Wende in der Zweiten Republik steht. Das Pferd steht für den Bruch im Selbstverständnis der Zweiten Republik.

DAVID: Wurde in der Vorbereitung politischer Druck auf Sie ausgeübt?

Sommer: Nein. Was die Konzeption der Ausstellung betrifft, gab es keinerlei Form von Einflussnahme.

DAVID: Gab es gesteigertes Interesse?

Sommer: Wir konnten ohne politische Intervention arbeiten.

DAVID: Es hat also niemand gemeint, wir hätten gerne ein „Make Austria great again“?

Sommer: Nein, auch das gab es nicht. Es ist mir wichtig zu sagen, dass wir die Chance haben, das *Haus der Geschichte Österreich* überparteilich aufzubauen. Überparteilichkeit – das ist mein Auftrag und ist mein Selbstverständnis. Es wird natürlich zu

Kontroversen kommen. Vielleicht wird jemand fragen, warum das von Ihnen angesprochene Narrativ „Make Austria great again“ nicht erzählt wird.

DAVID: Welche Kontroversen erwarten Sie?

Sommer: Über das so genannte Waldheim-Pferd wurde kürzlich nach einem Vortrag von mir schon diskutiert. Dieses Objekt löst immer noch Emotionen aus. Und das ist auch gut, denn damit werden Diskussionen geführt werden.

DAVID: Und das Pferd wird wie ein riesiger Dinosaurier im Naturhistorischen Museum mitten drinnen stehen?

Sommer: Es überragt natürlich alles. Wir haben für die Hauptausstellung 750 Quadratmeter Ausstellungsfläche. Im internationalen Vergleich ist das für ein *Haus der Geschichte* sehr kompakt, meist bespielen solche Häuser mindestens 2.500 bis 3.000 Quadratmeter. Es wird also eine sehr dichte Ausstellung, weil es viel zu erzählen gibt. Wir haben hohe Ansprüche an uns selbst, und ebensolche Ansprüche werden an uns herangetragen. Wir sind das erste Museum mit zwei gesetzlich verankerten Gremien. Einem *Wissenschaftlichen Beirat*, der politisch besetzt ist und einem *Publikumsforum*, das laut Gesetz mehr Personen umfasst als der *Publikumsbeirat* des ORF.

DAVID: Heisst das, der *Wissenschaftliche Beirat* ist von ÖVP, SPÖ und FPÖ nominierten Experten besetzt?

Sommer: Der Beirat ist im Sommer 2016 bestimmt worden. Der damalige SPÖ-Bundeskanzler Werner Faymann und der damalige ÖVP-Wissenschaftsminister Reinhold Mitterlehner haben je zwei Mitglieder benannt, die Landeshauptleutekonferenz hat Franz Schausberger nominiert, für das Österreichische Staatsarchiv gehört Direktor



Direktorin Sommer: „Es braucht Emotionen“. Foto Copyright: Julia Stix, mit freundlicher Genehmigung.

Wolfgang Maderthaner dazu.

DAVID: Ich habe Ihnen aus dem Neuen Palais in Potsdam einen Folder von der dort laufenden Ausstellung „Kaiser-Dämmerung“ über den Abgang der Hohenzollern 1918 mitgebracht. Wird es in Ihrer Ausstellung eine „Habsburger-Dämmerung“ geben?

Sommer: Wir starten mit dem 12. November 1918. Der dazu gehörige Ausstellungsteil heisst „Hoch die Republik“. Die Habsburger sind natürlich Teil der österreichischen Geschichte und scheinen in Zusammenhang mit der Darstellung der Demokratie-Entwicklung seit 1848 auf. Doch unser kulturpolitischer Auftrag war, auf die 100. Wiederkehr der Ausrufung der Ersten Republik zurückzuschauen. Darüber hinaus gibt es viele Institutionen, wo man sich mit dem ehemaligen Herrscherhaus auseinandersetzen kann. Vom Sisi-Museum über die Schatzkammer bis zu Schönbrunn. Doch es gibt bislang kein Museum, das einen vielstimmigen Bogen über das jüngste österreichische Jahrhundert anbietet.

Mäzene der österreichischen Moderne

Jüdische Förderer von Egon Schiele (1890 - 1918) und Gustav Klimt (1862 - 1918)

Tina WALZER

Heuer jähren sich zum hundertsten Mal die Todestage der beiden bekanntesten Exponenten der österreichischen Moderne: Egon Schiele und Gustav Klimt. Weniger Aufmerksamkeit bekommen ihre Förderer und Mäzene: jüdische Familien, die von den Nationalsozialisten ab 1938 enteignet, verfolgt und ermordet worden sind. Ihrem Gedenken ist dieser Text gewidmet.

Am 31. Oktober 1918 starb Egon Schiele an der epidemischen *Spanischen Grippe*, drei Tage nach seiner hochschwangeren Ehefrau Edith. Zu Jahresbeginn, am 6. Februar, war sein kongenialer Malerkollege und Beinahe-Nachbar Gustav Klimt verstorben. Schieles Maleratelier lag in der Hietzinger Hauptstrasse 101, und gleich um die Ecke, in der Feldmühlgasse 11 arbeitete Klimt. Dort widmet sich seit Kurzem ein ausgezeichnetes, kleines Museum der Geschichte der Fördererfamilien und ihren Schicksalen.

Die wichtigste Sammler-Familie der österreichischen Moderne bestand aus drei Schwestern: Jenny, Aranka und Serena aus der bedeutenden Budapester Familie Pulitzer. **Jenny** (1863 Budapest – 1958 New York) heiratete den Seidenfabrikanten Wilhelm **Steiner** (Fabrik in Kraliky, Mähren), **Aranka** (1862 Budapest – 1941 KZ Lodz) heiratete den Holz-Industriellen Alexander **Munk**, und **Serena** (1867 Budapest – 1943 Budapest) heiratete den Industriellen August **Lederer** (Jungbunzlauer Spiritusfabrik). Die Kunstsammlungen der drei Schwestern standen in den letzten Jahren im Fokus von Restitutionsdebatten.

Einige Werke wurden auch – spät, aber doch – restituiert, respektive entschädigt, wie zum Beispiel aus Jenny Steiners Sammlung Schieles *Häuser am Meer* (zurzeit in der Sammlung Leopold), oder Klimts *Landhaus am Attersee*. Das bedeutende Schiele-Gemälde *Mutter mit zwei Kindern* (1917) befindet sich nach wie vor im *Oberen Belvedere*. Das Museum beharrt auf rechtmässigem Erwerb, wiewohl seinerzeit während der Restitutionsverhandlungen der damalige Direktor der Österreichischen Galerie, Karl Garzarolli-Thurnlackh (1894 Prag – 1964 Wien), sich

für eine Ausfuhrsperrung aussprach und das Gemälde dann 1951 um nur 20.000 Schilling ankaufen konnte. Aus der Sammlung Munk restituierte die Stadt Linz Klimts Bildnis *Ria Munk*. Serena Lederers gewaltige Klimt-Sammlung wurde laut Geschichtsschreibung in den letzten Kriegstagen im *Bergungsdepot* Schloss Immendorf (Niederösterreich) durch Brand vernichtet. Der Sohn Serenas, der von Egon Schiele oft porträtierte Erich Lederer (1896 Wien – 1985 Genf), bemühte sich sein Leben lang um die Restitution der elterlichen Sammlung.



Grabmal für die Familie Steiner am alten jüdischen Teil des Wiener Zentralfriedhofes bei Tor 1, gestaltet von Oskar Strnad. Foto: T. Walzer, mit freundlicher Genehmigung.

Der heute wohl prominenteste Restitutionsfall war die Sammlung des Ehepaares **Bloch-Bauer**. Gustav Bloch-Bauer (1864 Jung-Bunzlau, Böhmen – 1945 Zürich) war der „Zuckerkönig“ der Monarchie und unterhielt mit seiner Frau Adele (1881 Wien – 1923 Wien) freundschaftliche Beziehungen zu Gustav Klimt und Oskar Kokoschka. Fünf Werke der Sammlung (darunter Österreichs „Mona Lisa“, das Bildnis *Adele Bloch-Bauer*) wurden an die Erben Bloch-Bauers nach einem in den USA ausgetragenen Restitutionsstreit zurückgegeben.

Doch nicht nur Wirtschaftskapitäne waren Förderer der beiden Künstler. Egon Schieles Anwalt **Alfred Spitzer** (1861 Frydek Mistek – 1923 Wien) verteidigte ihn in seinen heiklen Causen und war zudem ein wichtiger Sammler. Ebenso wie sein Zahnarzt **Heinrich Rieger** (1868 Szered, Oberungarn – 1942 umgekommen in Theresienstadt), dessen bedeutende Sammlung der österreichischen Moderne durch den Vedutenmaler Luigi Kasimir *arisiert* wurde. Weiters sind der Textilkaufmann **Karl Mayländer** (1872 Wien – 1941 KZ Lodz) zu nennen, dessen graphische Sammlung grossteils noch als verschollen gilt, sowie der Antiquitätenhändler **Karl Grünwald** (1887 Wien – 1964 Washington).

Ohne das Engagement all dieser Menschen hätten zentrale Werke der österreichischen Moderne nie entstehen können. Möge ihr Andenken gewürdigt werden.

Informationen:

Klimt Villa Wien, 13, Feldmühlgasse 11, <http://www.klimt-villa.at/>

Und dennoch ein Gerechter Oskar Schindler (1908-1974)

Thomas VARKONYI

Die Informationen über Oskar Schindler basieren für die meisten Menschen auf dem Buch *Schindler's Ark* von Thomas Keneally (1982) und vor allem darauf, was in Steven Spielbergs Film *Schindlers Liste* (1993) darüber gezeigt wird. Historisch gesehen sind viele der dort gemachten Angaben ungenau. Dessen ungeachtet leuchtet Schindlers Beispiel von Menschlichkeit und Zivilcourage über Generationen hinweg.

Oskar Schindler wurde am 28. April 1908 im mährischen Zwittau (heute Svitavy, Tschechische Republik) als Sohn eines sudetendeutschen Fabrikanten geboren. Im väterlichen Betrieb erhielt er auch seine Ausbildung. Nachdem dieser infolge der Wirtschaftskrise in den 1930er Jahren zusperrern musste, fand Schindler beim deutschen militärischen Geheimdienst neue Arbeit und war in Mährisch-Ostrau und Breslau eingesetzt; zur Tarnung fungierte er als kaufmännischer Leiter der Mährischen Elektrotechnischen AG in Brünn.

Als Spion wurde er von den Tschechen enttarnt und entging einer Hinrichtung nur aufgrund der inzwischen stattgefundenen Annexion der *Resttschechei* durch Hitler 1939. Danach trat er der NSDAP bei und ging nach der Okkupation Polens durch Hitler-Deutschland ins bereits deutsch besetzte Krakau.

Dort übernahm er eine seit Jahren stillgelegte Email-Fabrik und begann, Feldgeschirr für die Wehrmacht sowie später auch Munition herzustellen. Er nahm sukzessive auch jüdische Arbeiter in seinen Betrieb auf und konnte diese vor drohenden Deportationen schützen, indem er es schaffte, bei NS-Behörden immer wieder den Eindruck einer kriegswirtschaftlichen Bedeutsamkeit seiner Fabrik entstehen zu lassen. Oskar Schindler schaffte es auch, die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, die in seinen Fabriken arbeiteten, aus dem KZ-Alltag, bei dem sie jederzeit in Lebensgefahr schwebten, herauszulösen, indem er ein eigenes Werkslager erbauen liess.

Er versuchte zunehmend, das Wohl seiner Schutzbefohlenen gegenüber der SS zu sichern. 1943 reiste er sogar nach Budapest, um den dort gegenüber den Vorgängen in Polen ahnungslosen Juden von den Zuständen in den Lagern zu berichten. Leider ohne den beabsichtigten Erfolg.

Als 1944 die Rote Armee vorrückte, wurde der Betrieb Schindlers westwärts verlegt. Wieder schaffte es Oskar Schindler, seine gesamte Belegschaft mitzunehmen, allerdings auf dramatische Weise: Die Männer erreichten die Fabrik erst nach einer Zwischenstation

im KZ Gross-Rosen, die Frauen nach einer Odyssee über das Vernichtungslager Auschwitz.

Durch Rettungs-Aktionen, die er grösstenteils aus eigener Tasche finanzierte, gelang es Oskar Schindler und seiner Frau Emilie unter jahrelangem und unermüdlichem Einsatz ihrer eigenen Leben, mehr als 1.200 Juden vor der Ermordung zu bewahren.

Nach dem Krieg konnte Oskar Schindler wirtschaftlich nicht Fuss fassen. Als die von ihm einst beschützten überlebenden *Schindlerjuden* von seinen beruflichen und finanziellen Schwierigkeiten erfuhren, luden sie ihn nach Jerusalem ein. Von da an lebte Oskar Schindler ein „geteiltes Leben“: Die eine Jahreshälfte verbrachte er in bescheidenen Verhältnissen in Frankfurt am Main, die andere Hälfte des Jahres verweilte er in Jerusalem. Israel verlieh ihm den Ehrentitel eines *Gerechten unter den Völkern*.

Er starb 1974 im Alter von 66 Jahren in Frankfurt am Main und wurde auf dem Berg Zion in Jerusalem katholisch bestattet. Sein Grab wird bis heute von Juden aus der ganzen Welt besucht.



Unser Land
braucht Menschen,
die an sich glauben.

Und eine Bank,
die an sie glaubt.

#glaubandich

Die Geschwister Hans und Sophie Scholl und die Weisse Rose, 1943

Thomas VARKONYI

Von den Geschwistern Scholl geht eine Faszination aus, die 75 Jahre nach ihrer Ermordung durch die NS-Justiz nichts an ihrer Unmittelbarkeit eingebüsst hat. Auch unter heutigen Schülerinnen und Schülern zeigt sich im Unterricht eine emotionale Verbundenheit mit der „Weissen Rose“. Ihr besonderes Interesse liegt wohl an der Jugend und dem unvermuteten Heldenmut der Geschwister Scholl. Dabei war deren Weg nicht unbedingt vorgezeichnet.

Hans Scholl wurde am 22. September 1918 im württembergischen Ingersheim an der Jagst geboren, seine jüngere Schwester Sophie am 9. Mai 1921 in Forchtenberg, wo die streng christlich orientierte Familie auch bis 1930 wohnte. Nach 1933 von der NS-Propaganda manipuliert, schlossen sich beide zunächst NS-Jugendorganisationen an, entwickelten aber bis 1938 aufgrund ihrer dortigen Beobachtungen eine skeptische Position zu deren Zielen. Nach dem Schulabschluss wurden beide zum Reichsarbeitsdienst eingezogen, Hans dann auch zum Wehrdienst, unter anderem als Sanitäter im Frankreichfeldzug.

Die Geschwister setzten sich zeitlebens mit religiösen und philosophischen Fragen auseinander. Daraus erwuchs in Kombination mit der eigenen Erfahrung die zwingende Erkenntnis, dass das Dasein unter der Herrschaft des Nationalsozialismus ein zutiefst unmenschliches war und daher bekämpft werden müsse. Während Hans seit 1939 in München Medizin studierte und sich mit der Gründung einer Widerstandsgruppe beschäftigte, konnte Sophie erst 1942, ebenfalls in München, ihr Studium der Biologie und Philosophie beginnen. Die Widerstandsgruppe entstand und nannte sich *Die Weisse Rose*.

In ihren ab 1942 selbst gedruckten Flugblättern bekräftigten die Mitglieder der *Weissen Rose*, dass man sich für die Freiheit einsetzen müsse, dass Nichthandeln ein Verbrechen sei und dass es sich bei der „Judenvernichtung“ um eine Singularität handelte, bei der man zumindest eine moralische Mitschuld habe. Sie sahen in ihren Flugblättern das sichere Ende des Krieges voraus und warnten ihre Landsleute vor Gleichgültigkeit und vor dem Kommen eines schrecklichen, aber gerechten Gerichts, das schliesslich die Menschenrechte zur Grundlage eines neuen Europa machen würde.

Die Mitglieder der *Weissen Rose* kamen zum Teil aus der katholischen Jugend und waren mehrheitlich Medizinstudenten: zunächst Hans Scholl (1918-1943) und Alexander Schmorell (1917-1943), später auch Christoph Probst (1919-1943) und Willi Graf (1918-1943), dazu Sophie Scholl (1921-1943), sowie der Musikwissenschaftler, Philosoph und Psychologe Prof. Dr. Kurt Huber (1893-1943).

Am 18. Februar 1943, als Hans und Sophie Scholl ihr sechstes Flugblatt an der Münchner Universität auslegen wollten, wurden sie vom Hausmeister beobachtet und an die *Gestapo* verraten. Vier Tage später wurden sie, gemeinsam mit dem dreifachen Vater Christoph Probst „wegen landesverräterischer Feindbegünstigung, Vorbereitung zum Hochverrat, und Wehrkraftzersetzung“ zum Tod durch das Fallbeil verurteilt. Der Richter bei diesem Schauprozess war der berüchtigte NS-Scherge Roland Freissler (1893-1945).

Die anderen Mitglieder wurden nach einem späteren Schauprozess desselben Jahres ebenfalls hingerichtet. Der Historiker Golo Mann sagte 1958 über die *Weisse Rose*:

„Sie fochten gegen das Riesenfeuer mit blossen Händen, mit ihrem Glauben, ihrem armseligen Vielfältigungsapparat gegen die Allgewalt des Staates. Gut konnte das nicht ausgehen, und ihre Zeit war kurz. Hätte es aber im deutschen Widerstand nur sie gegeben, die Geschwister Scholl und ihre Freunde, so hätten sie alleine genügt, um etwas von der Ehre des Menschen zu retten, welcher die deutsche Sprache spricht.“

Der burgenländische
SPÖ-Landtagsklub
wünscht allen jüdischen
BürgerInnen ein friedliches
Chanukkafest.

LAbg. Ingrid Salamon
SPÖ-Klubobfrau



Viele der Fälle, die Wiesenthal später veröffentlichen sollte, gehen auf diese ersten Nachkriegsmonate zurück: „Es war, als ob man einer Fliege hinterherlaufe. Wenn ich einen Nazi verfolgte, konnte ich drei weitere auf dem Weg dorthin aufsammeln.“ Seine Liste war zur Eintrittskarte in die Fahndungsabteilung der US War Crimes Unit geworden. Wiesenthal kann selbst Verhaftungen vornehmen. Bei seiner ersten, der Festnahme eines SS-Wächters in Mauthausen, ist er beinahe zu schwach, die Stiegen zum Haus des Mannes hochzusteigen.

Die US-Truppen verlegen ihren Sitz nach Linz, Wiesenthal arbeitet dort im Office of Strategic Services (OSS), dem US-Militärgeheimdienst und Vorläufer der CIA. Und muss feststellen, dass die meisten der Verhafteten bald wieder freikommen.

Gleichzeitig erkennt er die Notwendigkeit zur eigenen Initiative: Mit anderen ehemaligen Mauthausen-Häftlingen gründet er ein *Jüdisches Komitee von Überlebenden zur Spurensuche und Familienzusammenführung*.

Im privaten Leben des 37-Jährigen ereignet sich, worauf er nicht mehr zu hoffen gewagt hatte: Im Dezember 1945 wird seine Frau Cyla gefunden. Im folgenden Jahr kommt Tochter Paulinka zur Welt.

Cyla möchte das Erlebte hinter sich lassen, ein normales Leben beginnen. Doch Simon Wiesenthal beharrt darauf, seine Suche nach den Schuldigen fortzusetzen. Wie es ihr damit ergeht, drückt Cyla Wiesenthal später so aus: „Ich bin nicht mit einem Mann verheiratet. Ich bin mit tausenden, vielleicht Millionen von Toten verheiratet.“

In einer profil-Serie 1975 schreibt Peter Michael Lingens, Wiesenthal besitze weder die Fähigkeit noch den Willen, Erlebtes abzubauen: „Sein Gedächtnis reproduziert es bis heute mit der gleichen Schärfe wie damals: die Gesichter derer, die den Tod erwarteten. Die Gesichter derer, die in die Gräben fielen. Und ihn dazwischen.“

Das Schuldgefühl, überlebt zu haben, trage Wiesenthal mit jeder Handlung, die er für die Toten setze, ein wenig ab. Lingens: „Wie bei jedem Menschen hat dieses – absolut ehrliche – Gefühl auch einen Januskopf: Er fühlt sich zugleich auch als ein Auserwählter.“

Anfang 1947 ist Wiesenthal selbstständig. Und beschreibt sein Selbstverständnis während dieser Zeit später viel sagend: „Mein selbst gewählter Auftrag war mir heilig. ... Ich war nicht mehr der schüchterne Mann, der vor den Fenstern des War Crimes' in Mauthausen gestanden ist.“

Gesprächspartner. Für die Arbeit seines Dokumentationszentrums in Wien gibt es nie öffentliche Gelder. Simon und Cyla Wiesenthal erhalten vom deutschen Staat als Überlebende der Konzentrations-

lager eine Rente. Die Bürokosten finanziert er über Honorare und Spenden. Mitte der sechziger Jahre erbringt eine grosse Radiosendung in den Niederlanden 400.000 Gulden an Spenden. Ab Ende der siebziger Jahre übernimmt das *Wiesenthal Center* in Los Angeles einen Teil der laufenden Kosten.

1975 endet der bislang letzte NS-Kriegsverbrecherprozess Österreichs gegen einen ehemaligen Aufseher im KZ Mauthausen mit einem Freispruch. In diesem Jahr wird Wiesenthal zu einem von zwölf Richtern bestellt, die in Kopenhagen zu einem Hearing für den in der UdSSR verfolgten Nobelpreisträger und Dissidenten Sacharov zusammentreten. Sein Motiv: Für die meisten NS-Opfer sei direkte Hilfe zu spät gekommen, daher müsse nun die Stimme für jene erhoben werden, die in sibirischen Lagern eingesperrt sind.

1994 besucht Wiesenthal – zum ersten Mal nach seiner Deportation – sein Geburtsland Polen.

1995 – fünfzig Jahre nach Ende des Krieges – empfängt ihn demonstrativer Applaus, als er zum 50. Jahrestag der Gründung der Zweiten Republik jenen Balkon der Wiener Hofburg betritt, auf dem 1938 Adolf Hitler gestanden war. „Die Geschichte“, sagt er, „wiederholt sich nicht, es wiederholt sich nur, dass jede Generation ihre Fehler macht.“

Die Zukunft seines Archivs hat Wiesenthal lange überlegt und bestimmt, dass es ein neues Shoah-Forschungszentrum begründen soll, das *Wiener Wiesenthal Institut*.

Als dem bereits sehr gebrechlichen Wiesenthal 2004 von der britischen Königin Elizabeth II. die Ritterwürde verliehen wird, ist das Ausdruck der Anerkennung für ein Leben und Lebenswerk, das längst zum Monument geworden ist. Der britische Außenminister Jack Straw: „Wenn es einen Namen gibt, der die lebenswichtige Auseinandersetzung mit dem Holocaust versinnbildlicht, dann ist es jener von Simon Wiesenthal.“ Wiesenthal erkennt die Menschen, die sich zur Übergabe des Ordens um ihn versammeln, beinahe nicht mehr wieder.

Eine seiner oft erzählten Erinnerungen ist endgültig Geschichte. Sie handelt von jenem Moment, in dem er im Ghetto in Lemberg seine ohnmächtige Mutter im Arm hielt und erst da merkte, dass sie seit Tagen nicht gegessen hatte, um das wenige ihm und seiner Frau Cyla zu geben. Es tat ihm weh, dass sie, die in einem Konzentrationslager umkam, kein Grab hatte, an dem er mit ihr reden könnte. „Auch wenn sie es natürlich nicht hören würde, Sie verstehen?“ Mit dem Handrücken wischte er dann über Augen und Wangen.

In den letzten Tagen seines Lebens schmerzte ihn jede noch so leichte Berührung. Am frühen Morgen des 20. September 2005 ist Simon Wiesenthal gestorben.

Lebendiges Erinnern – ein scharfer Blick für Vergangenheit und Zukunft

Gastkommentar von Klubobmann Herwig SEISER

Erinnern heisst vergegenwärtigen! Besonders wenn ein Wiedererstarken von Egoismen und Nationalismen droht – was sich aktuell nicht nur in Österreich, sondern in ganz Europa beobachten lässt – braucht es ein lebendiges Erinnern als Gegengewicht. Im Gedenkjahr 2018 jähren sich viele der wichtigsten und symbolträchtigsten Gedenktage der europäischen und der österreichischen Geschichte. Jeder einzelne dieser Tage soll nicht nur ein würdiges Erinnern an die Opfer sein, sondern muss zugleich als Mahnung und Auftrag an uns alle verstanden werden, wachsam zu bleiben, die Demokratie zu stärken und keinen Fussbreit gegenüber extremistischen Tendenzen jedweder Art nachzugeben.

Neben den Aktionen, die der Kärntner Landtag setzt – etwa das Anbringen einer Gedenktafel am Landhaus, das Ausrichten einer Enquete zum Thema „Erinnerung für die Zukunft – Erinnerungs- und Gedenkkultur in Kärnten“ oder kürzlich die Abhaltung einer aktuellen Stunde zur „Gedenkkultur in Kärnten“ – sind die Gedenkveranstaltungen des Landes Kärnten unverzichtbares Fundament für eine offene und aktive Gedenkkultur in Kärnten. Zu dieser leisten selbstredend auch Vereine wie das Mauthausen Ko-



Herwig Seiser, Klubobmann SPÖ-Landtagsklub Kärnten,
© Gernot Gleiss

mittee oder Memorial Kärnten Koroška wertvolle Beiträge, die den Blick immer wieder kritisch auf blinde Flecken in der Geschichtsschreibung lenken.

Mit Landeshauptmann Peter Kaiser hat sich Kärnten mittlerweile wieder einen weltweiten und toleranten Ruf erarbeitet. Dieser Ruf ist ein wertvolles Kapital, mit dem wir äusserst sorgsam umgehen müssen. Einerseits indem wir weiter an einer würdigen Gedenkkultur arbeiten, andererseits, indem wir der Gedenk-Unkultur den Riegel vorschieben. Das

alljährliche Neonazi-Treffen am Loibacher Feld ist dafür natürlich die denkbar schlechteste Visitenkarte, denn diese Veranstaltung beschädigt das Ansehen des Landes insgesamt. Ein klarer Missbrauch des Totengedenkens – und wenn Gedenken zur Wiederbetätigung wird, kann man das Erinnern vergessen. Wir werden deswegen weiterhin dafür kämpfen, dass die Bundesregierung die nötigen Voraussetzungen schafft, damit dieses Treffen in dieser Form nicht mehr stattfinden kann, Innen- und Aussenministerium sind gefordert.

Das sind wir nämlich nicht nur allen Kärntnerinnen und Kärntnern sondern insbesondere den Opfern des Nazi-Terrors schuldig.



© Sabine Klimpt

Anlässlich des Chanukkafestes wünscht der ÖVP-Parlamentsklub allen Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID und allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern ein schönes Fest und ein freudvolles Miteinander.

Das zu Ende gehende, wichtige Gedenkjahr hat unsere Herzen berührt und uns unsere Verantwortung einmal mehr bewusst gemacht. Möge für uns alle eine Zeit voller Friede, Versöhnung, Verständnis und Liebe kommen! Das wünschen wir uns von ganzem Herzen!

Schalom!

August Wöginger
ÖVP-Klubobmann



SO GEHT STEIRISCH ...

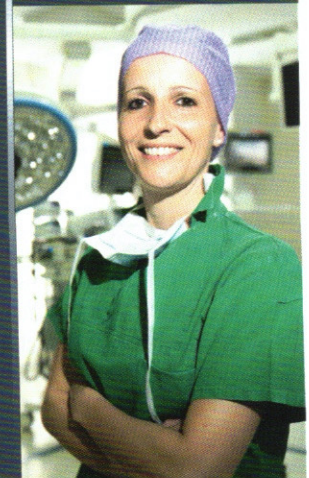
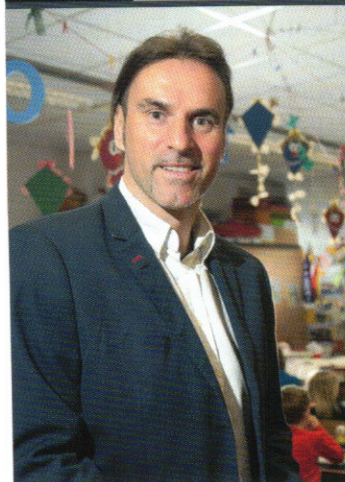
IN DER STEIERMARK GEHÖREN TRADITION UND INNOVATION ZUM GUTEN TON.
Ob Hackbrett oder Tablet - die steirische Lebensart bringt alle Generationen
in Einklang. Einfach **#traditionellmodern**



www.volkskultur.steiermark.at | www.heimatwerk.steiermark.at



Das Land
Steiermark



UNSER LAND IN GUTER HAND

GEWERKSCHAFT
ÖFFENTLICHER
DIENST

*Wir wünschen Ihnen
ein schönes
Chanukkafest 5779!*



www.goed.at

genommen an seinen Erfindungen weiter zu arbeiten. Er ist heute weitgehend unbekannt. Sein „Superpiano“ befindet sich in der Schausammlung des Technischen Museums.

Hedy Lamarr und das Frequenzsprungverfahren

Ganz anders verhält es sich mit Hedy Lamarr, ursprünglich Eva Maria Kiesler (1914-2000), Tochter des jüdischen Bankiers Emil Kiesler: Sie machte als erste „Nackte“ der Filmgeschichte Furore. Nach dem Erfolg des Skandalfilms „Ekstase“ (1933) ging sie 1937 bereits mit 23 Jahren nach Hollywood und wurde auch dort eine Berühmtheit. Eine Zeit lang galt sie als „schönste Frau der Welt“. Heute ist sie aber mehr durch ein Patent zur Funkfernsteuerung für Torpedos bekannt, das sie 1942 zusammen mit dem Komponisten George Antheil (1900-1959) einreichte. Die von ihnen vorgeschlagene Lösung war aber derart komplex, dass sie damals nicht umgesetzt werden konnte. Erst im Computerzeitalter griff man die Idee wieder auf: Das Prinzip des Frequenzsprungverfahrens wird heute bei der Bluetooth-Technologie, der Funkfernsteuerung von technischen Geräten und der Mobilfunktechnik bei Handys eingesetzt. 1997 erhielt Lamarr (und Antheil posthum) den „Electronic Frontier Foundation Pioneer Award“. 2014 wurde sie posthum in den USA in die „National Inventors Hall of Fame“ aufgenommen.

Fritz Pollak und sein Pollopas

Unsere moderne Welt ist voll von Kunststoffen. Österreich ist nicht gerade berühmt für seine Kunststoffindustrie. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war dies anders. Gerade in der k. u. k. Monarchie hatte sich dieser Industriezweig sehr früh entwickelt. Einer der Pioniere auf diesem Gebiet war Fritz Pollak (1872-1970), der an der Universität Wien Chemie studierte.

1912 gründete er eine Kunstharzfabrik. 1924 gelang ihm zusammen mit seinem Kollegen Kurt Ripper die Entwicklung des Kunststoffs „Pollopas“, der leicht form- und färbbar sowie bruch- und wasserfest war. Der neue Kunststoff konnte vielfältig für Alltagsprodukte verwendet werden und wurde sehr erfolgreich vermarktet. Er wurde so populär, dass sogar in der Satirezeitschrift „Kickeriki“ ein antisemitisches Spottgedicht auf die beiden Erfinder erschien: „Hat



Pollopas Zuckerdose.



Kremenezky-Glühlampe. Mit freundlicher Genehmigung: Technisches Museum Wien, Archiv.

man solche Freude je empfunden? Zwei Hebräer haben was erfunden! Dr. Ripper, Dr. Pollak sind die Edlen. Deren klugen Schädeln Huld'gung ward von Judas Palmenwedeln. Sie erfanden ein elastik-Glas und nannten es bescheiden: Pollopas. Ja so will es Juda: was da hart auf Erden, klar und fest, das muss elastisch werden“. Pollak verkaufte sein Patent in den 1930er Jahren an

die Dynamit Nobel AG, die „Pollopas“ im grossen Stil in ihrem Werk in Troisdorf bei Bonn herstellte. 1939 gelang Fritz Pollak die Flucht in die USA, wo er erneut eine chemische Fabrik aufzubauen versuchte. 1955 wurde ihm von österreichischen Kollegen die „Auer Welsbach-Medaille“ verliehen. Er kehrte im hohen Alter nach Wien zurück, wo er 1970 starb und heute fast vergessen ist.

Die Liste von bedeutenden jüdischen Erfinderpersönlichkeiten in Mitteleuropa liesse sich fast beliebig fortsetzen, wie beispielsweise mit Johann Kremenezky (1850-1934), einem Pionier bei der Produktion und Entwicklung von elektrischen Glühlampen und engem Freund Theodor Herzls, oder mit dem ungarischen Juden László József Bíró (1899-1985), der im April 1938 in Budapest ein Patent für den Kugelschreiber einreichte.

Mag. Dr. Christian Klösch, geb. 1969 zu Wolfsberg in Kärnten, 1987-1996 Studium der Astronomie, Geschichte und Philosophie an der Universität Graz: Diplomarbeit über die „Wiener Moderne“ (1995), 1997-2002 Mitarbeit bei der Österreichischen Exilbibliothek im Literaturhaus Wien, 1999-2004 Mitarbeit bei der Österreichischen Historikerkommission Wien über Arisierung und Restitution von Liegenschaften, 2003-2006 Studium der Geschichte an der Universität Wien: Dissertation über den nationalsozialistischen Juliputsch 1934

im Kärntner Lavanttal, 2006 Herbert-Steiner-Preis des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes, 2004-2009 Mitarbeit an zahlreichen Ausstellungsprojekten, 2008-2010 Lehrauftrag an der Universität Klagenfurt. Christian Klösch ist seit 2005 im Technischen Museum Wien tätig und derzeit als Abteilungsleiter für die Kunstrückgabe (Provenienzforschung) zuständig.

Der Autor bedankt sich bei Anne Biber, Peter Payer und Hubert Weitensfelder vom Technischen Museum Wien für die wertvollen Hinweise

Familie
Brühl

*übermittelt allen Kunden,
Freunden und Bekannten
zum Chanukka-Fest
die besten Glückwünsche!*

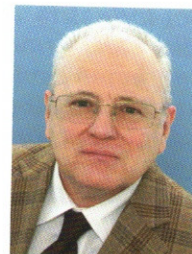
**NAS-NAS
Batterien**
Import Export Grosshandel

Familie Lanchiano
wünscht allen Kunden, Freunden und
Bekanntenein schönes Chanukkafest!

Ing. Franz Mészáros

wünscht allen Freunden
und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!

Die besten Wünsche zum
Chanukkafest
allen Gönnern und Lesern
unserer Zeitschrift
Im Namen
der Redaktion



Präsident Regierungsrat Ilan Beresin

MICHAEL KOLING

wünscht allen Verwandten,
Freunden und Bekannten
anlässlich der Feiertage
Gesundheit, viel Glück,
Erfolg und Frieden.

**Die Israelitische
Kultusgemeinde
Salzburg**

wünscht
allen Mitgliedern und
Freunden ein friedvolles
Chanukkafest.

**Monika Kaczek und
Eyal Hareuveni**

wünschen allen Freun-
dInnen und Bekannten
ein schönes und friedli-
ches Chanukka-Fest!

Univ.-Prof. Dr. Paul Haber
Facharzt für Innere Medizin
und Familie

1130 Wien, Schloss Schönbrunn,
Gartendirektorstöckl.
Tel.: 01/876 90 91

wünschen allen
Freunden und Bekannten
ein friedvolles Chanukkafest!

**Die MitarbeiterInnen des
Institutes für Geschichte
der Juden in Österreich
wünschen allen LeserInnen
des DAVID**

ein friedliches Chanukkafest!
Tel.: +43-2742-77171-0, Fax: +43-2742-77171-15
Homepage: <http://www.injoest.ac.at>

**ISRAELITISCHE
KULTUSGEMEINDE
LINZ**

wünscht allen Mitgliedern
und Freunden
ein schönes Chanukkafest

Michael und Dr. Elizabeth
FRIEDMANN
und Familie

wünschen allen ihren
Freunden und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!

liess sich und seine Frau Veronika auf dem jüdischen Friedhof Währing in der Nähe des erstverstorbenen Schwagers, Abraham Lazarus, direkt an der Prominentenallee gegenüber von den alteingesessenen Wiener Hofjudenfamilien Leidesdorfer, Arnstein und Eppinger bestatten. Auf ihrem eindrucksvollen Grabmonument steht über die beiden zu lesen:

„Der stets erfüllt, was G'tt uns lehrte,
Der Gattin, Kindern treu ergeben,
Im Menschen nur den Menschen ehrte,
Ging freudig ein – ins bessere Leben.“

„Wer Mutterliebe weiss zu ehren,
Wer Frauentugend schätzen will,
Wer Güte, Weisheit will verehren,
Der steh an diesem Grabe still.“

Salomon Margulies und Compagnie

Salomon Margulies war ein Banquier und k.k. privilegierter Grosshändler in Wien, der ursprünglich aus dem ostgalizischen Brody stammte und möglicherweise dort oder aber an seinem Sterbeort Baden bei Wien begraben ist. Als Fanny von Arnstein 1818 starb, unterzeichnete er eine Einladung zur Trauerfeier für sie und war also noch am Leben. Genauere Lebensdaten sind in Wien nicht erhalten. Gemeinsam mit seinem Sohn Chaim Löb Margulies betrieb er eine Schreibstube am Kienmarkt Nr. 459, einem damals existierenden Strassenzug zwischen Judengasse, Seitenstettengasse, Sterngasse, Salzgasse, Marc-Aurel-Strasse, Vorlaufstrasse und Salvatorgasse. 1622 hatte Ferdinand II. den Juden im Zuge der Einrichtung der Zweiten Wiener jüdischen Gemeinde erlaubt, sich hier eine Synagoge zu erbauen. Auch nach der Vertreibung der Zweiten Gemeinde wurde das Gebiet weiterhin von Juden besiedelt und genutzt. Ein Teil des Kienmarkts wurde 1863 im Zuge der Umgestaltung der Innenstadt am Beginn der Ringstrassenverbauung



Der Grabstein von Chaim Löb Margulies in Gruppe 4, Reihe 17, mit der Inventarnummer 6 weist eine hebräische Inschrift auf, die nach Westen ausgerichtet ist. Die gestalterische Form folgt der Modeerscheinung des Wiener klassizistischen Biedermeier-Stils. Beide Elemente verweisen damit auf die moderat säkulare Orientierung des Verstorbenen, der eine emotionale Bindung an die orthodoxen Traditionen seines ostgalizischen Geburtsorts bewahrte. Foto: T. Walzer 2010, mit freundlicher Genehmigung.



Notgräber am Wiener Zentralfriedhof, Tor 4, neuer jüdischer Friedhof, in Gruppe 14a, Reihe 13, Blick über das Gräberfeld nach Osten. Im Grab Nummer 15, in der Mitte der Gräberreihe, wurden 1942 Israel Aschkanasy und seine Frau Deborah Rapaport wiederbestattet. Foto: T. Walzer 2005, mit freundlicher Genehmigung.

in Ruprechtsplatz umbenannt. Chaim Löb Margulies wurde im Jahr 1800 in Brody geboren und übernahm am 18. August 1829 vom verstorbenen Vater Titel und Rechte eines k.k. privilegierten Grosshändlers. Im Alter von nur 45 Jahren starb er plötzlich am *Stückfluss* (er erlitt einen Lungen- bzw. Herzschlag), in seiner Wohnung Ferdinandstrasse 2/ Ecke Untere Donaustrasse 9. Sein Grabmal am jüdischen Friedhof Währing ist erhalten und steht am östlichen Rand des alten Gräberfeldes vor der Zeremonienhalle.

Israel Aschkanasy

Israel Aschkanasy wurde 1769 im ostgalizischen Brody geboren, seine Frau Deborah Rapaport kam im Jahr 1766 ebenfalls dort zur Welt. 1801 lebten sie jedenfalls noch in Brody, hatten inzwischen geheiratet und bekamen ihren Sohn Salomon. Während die Eltern ein relativ hohes Alter erreichten und am 22. Juni sowie am 19. Juli 1839 kurz hintereinander mit 70 bzw. 73 Jahren in ihrer Wohnung, in einem Gebäude mit der Konskriptionsnummer 4 (heute Negerlegasse 4) verstarben, wurde Salomon Aschkanasy nur 35

Jahre alt. Er war bereits im Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, als er während der Choleraepidemie von 1836 plötzlich verstarb, und hinterliess mehrere unmündige Kinder. Er hatte mit seiner Familie in der Zirkusgasse 14 gewohnt. Sein Grab liegt neben dem seiner Eltern, und zwar in unmittelbarer Nachbarschaft zum imposanten Grabmonument von Hermann Todesko. Beide Eltern wurden ebenso wie Todesko durch den Leiter des Friedhofsamts der ehemaligen IKG Wien, Ernst Feldsberg, 1941-42 zur neuen jüdischen Abteilung am Wiener Zentralfriedhof beim 4. Tor überführt und dort in Notgräbern wiederbestattet, und zwar in Gruppe 14a, Reihe 13, Grab-

nummer 15. Die Leichname sollten vor der Schändung im Rahmen pseudowissenschaftlicher Untersuchungen für die sogenannte Rassekunde im *Naturhistorischen Museum Wien* bewahrt werden.

dert stammte, ein zeitgemässes Miethaus errichtet, dessen Mieterlös der Stiftung zugutekommen sollte. Der Neubau wurde gleichfalls an den Architekten Wilhelm Stiassny vergeben, der seinen Auftrag höchst kompetent und ohne ein Honorar zu verlangen, erfüllte. Entsprechend der relativ noblen Lage in der Nähe des Palais Clam-Gallas war das Haus in seiner Konzeption für eine gehobene Klientel ausgerichtet, sowohl in seiner aufwendigen Ausse-nerscheinung als auch in den Wohnungsgrössen. Formal noch ganz einem üppigen Ringstrassenstil mit einem überbordenden Dekor verpflichtet, umfassten die Wohnungen jeweils vier grosse Zimmer, zusätzlich den Nebenräumen und diversen Kabinetten für die Dienstboten. Um den gehobenen Ansprüchen zu genügen verfügte das Haus auch über eine damals hochmoderne Liftanlage. An der elaboriert gestalteten Fassade findet sich bis heute die etwas verblasste Aufschrift „Stiftungshaus Charlotte Lea Merores.“

Nachdem dieses Vorhaben umgesetzt worden war, konnte mit dem restlichen Vermögen der Stiftung das Projekt des eigentlichen Mädchenwaisenhauses in Angriff genommen werden. In Döbling wurde in der Bauernfeldgasse 4 ein knapp 8.000m² umfassendes Areal erworben, das sehr günstig im Grünen, ganz in der Nähe des Wertheimstein-Parks gelegen war.⁴ Wiederum wurde der Architekt Wilhelm Stiassny mit dem Bau, der 1904 fertiggestellt wurde, beauftragt. An der feierlichen Eröffnung im November des Jahres nahmen zahlreiche Honoratioren der Wiener Gesellschaft teil.⁵ Die Institution war für 50 Mädchen konzipiert, die bis zum 17. Lebensjahr im Heim verbleiben konnten. Solange sie schulpflichtig waren, besuchten sie eine öffentliche Schule, danach wurden sie noch drei Jahre weiter vor allem in häuslichen Arbeiten ausgebildet. Selbstverständlich wurde auch auf eine sorgfältige religiöse Erziehung geachtet. Das Gebäude, das von einem Garten umgeben war und nur einen kleinen Teil des Baugrundes einnahm, war in Sichtziegelbauweise errichtet und hatte einen eher romantisch-mittelalterlichen Charakter. Ungeachtet der traditionsverbundenen Aussengestaltung war die Raumanordnung äusserst funktional. Von einer glasüberdeckten zentralen Halle aus, die sich über alle Stockwerke erstreckte, waren alle Räume zugänglich. Im Hochparterre befanden sich neben den Verwaltungsräumen, der Speisesaal und der Turnsaal. Eine gartenseitige Veranda bot auch bei Schlechtwetter einen Aufenthaltsraum in einem grünen Ambiente. In den oberen Stockwerken waren die Schlafräume für die Mädchen und diverse Arbeitsräu-



Charlotte Merores Mädchenwaisenheim, Wien 19, Bauernfeldgasse 4. Quelle: Festschrift Charlotte Merores, o.J.

me untergebracht. Die technische Einrichtung, wie eine Zentralheizung, Ventilation, etc., war auf dem damals neuesten Stand.

Das Heim war sehr erfolgreich, insbesondere durch die relativ kleine Anzahl der Zöglinge, die eine familiäre Atmosphäre ermöglichte, so dass auch späterhin viele Mädchen die Anstalt in guter Erinnerung behielten.⁶ Nach dem sog. „Anschluss“ wurde das Heim 1939 aufgelöst und kurzfristig eine Sammelschule für jüdische Kinder betrieben, um 1942 endgültig verkauft zu werden. Nach der Restituierung wurde hier das „Maimonides-Zentrum“, ein Pflegeheim für alte Menschen untergebracht, das 2009 auf den Campus der Israelitischen Kultusgemeinde in den 2. Bezirk verlegt wurde. Das Gebäude wurde in der Folge abgerissen und ein modernes Wohnhaus errichtet.

Generell ist zu sagen, dass die Stiftungen und ihre Einrichtungen zumeist schon nach dem 1. Weltkrieg durch den Verlust ihrer finanziellen Ressourcen ihren Niedergang erleben mussten. Die Wertpapiere hatten durch die Inflation der Nachkriegsjahre völlig an Wert verloren und auch der Mieterlös der Stiftungshäuser ist infolge der Einführung des sog. „Friedenszinses“ obsolet geworden,⁷ so dass viele Einrichtungen grosse finanzielle Schwierigkeiten hatten. Der sog. „Anschluss“ Österreichs an NS-Deutschland 1938 bedeutete dann überhaupt das Ende dieser jüdischen Einrichtungen. Die Stiftungen wurden aufgelöst, die Immobilien „arisiert“ und veräussert und erst nach langwierigen Verhandlungen nach dem Krieg restituiert.⁸ Die letzten steinernen Zeugnisse dieser Blüte jüdischen Kulturlebens, der nicht zuletzt auch von Frauen getragen wurde und sich dem Geist der „Zedaka“ verdankt, sind die beiden Gebäude in der Steingasse und in der Währinger Strasse, die bis heute in ihrer Aussenerscheinung nahezu unverändert auf uns gekommen sind.

- 1 Dr. Blochs Österr. Wochenschrift 22.9.1899, S.700
- 2 G. Gaugusch, Wer einmal war, das jüdische Grossbürgertum in Wien 1800-1938, 2. Bd., Wien 2016
- 3 Charlotte Merores Itzeles, Wien 19, Bauernfeldgasse 40, o. J. Wien (Festschrift)
- 4 ebenda
- 5 Dr. Blochs Österr. Wochenschrift 18. 11. 1904, S.750ff
- 6 Festschrift Merores, zit. Anm. 3
- 7 Der sog. „Friedenszins“ wurde 1917 eingeführt. Um den Soldaten im Felde und deren Familien die Wohnungen zu sichern, wurden die Mieten trotz rasanter Inflation eingefroren. Das war zwar einerseits ein sozialer Akt, andererseits wurden die Miethäuser, infolge des ausbleibenden Mieterlöses entwertet.
- 8 Duizend-Jensen, Soshana, Jüdische Gemeinden, Vereine, Stiftungen und Fonds. Arisierung und Restitution, Wien 2000, S.126

Erst über ein halbes Jahr später unternahm Schmerling einen neuen Versuch einen Juden in den Justizdienst aufzunehmen. Im Ministerrat vom 23. November 1850 brachte er den Fall Lemberger erneut zur Sprache. Dieser, so argumentierte der Justizminister habe „seine Studien durchaus mit Vorzugsklassen absolviert, [...] die Richteramtsprüfung mit dem Kalkül vorzüglicher Fähigkeit bestanden“; zudem lege er „ein untadelhaftes bescheidenes Betragen“ an den Tag. Mit einem Wort – der ideale Kandidat für einen wichtigen Justizposten. Und siehe da, was vor sieben Monaten für die Mehrzahl der Minister noch ein Ablehnungsgrund war, nämlich befürchtete Vorurteile seitens der Bevölkerung, war auf einmal nur noch für eine Minderheit des Ministerrates ausschlaggebend: der Mehrheitsbeschluss folgte dem Antrag des Justizministers.

Tatsächlich wurde Lemberger Ende 1850 zum Auskultanten für Mähren und Schlesien ernannt und verblieb in dieser Stellung, zuletzt als Staatsanwaltsubstitut in Troppau (Opava), über drei Jahre. Die politische Situation im Habsburgerreich hatte sich allerdings mit der Herausgabe der sogenannten Silvesterpatente nachhaltig verändert, die Ära des Neoabsolutismus hatte begonnen. Diese Patente stellten einen veritablen gesellschaftlich-politischen Rückschritt dar; sie hoben unter anderem die Verfassung und die geltenden Grundrechte der Staatsbürger auf. Zwar blieben die freie Religionsausübung der anerkannten Glaubensgemeinschaften und die Gleichheit vor dem Gesetz weiter garantiert, nicht aber die Gleichberechtigung der Juden. Das klang nicht nur verwirrend, das war es auch. Offizielle Stellen, auch Ministerien, behandelten die sogenannten „Judenangelegenheiten“ in der Praxis auf recht verschiedene Art und Weise.

Salomon Lemberger verlor zwar nicht seine Stelle als Auskultant, entschloss sich aber, seine berufliche Laufbahn als Advokat fortzusetzen. Sein Gesuch um die Erlangung einer Advokatenstelle in Böhmen, Mähren und Schlesien wurde von staatlichen Stellen wärmstens unterstützt, seine bisherige Dienstleistung und sein Charakter auf das höchste gelobt; gleichzeitig wurde angemerkt, dass „im Richterstande aber das Religionsbekenntnis eines Juden häufig der Anlass zur Verhinderung bei richterlichen Funktionen bleiben werde“. Selbst der Justizminister war der Meinung, „dass ein Jude, vermöge seines Religionsbekenntnisses bei Ausübung des Richteramtes öfter in Kollision kommen muss, und es daher nie dabei zu einer selbständigen Stellung bringen kann“. Daher wäre für den Antragsteller die Fortsetzung seiner Karriere als Advokat die beste Lösung.

Lemberger wurde als „rechtsgültiger“ Advokat bestätigt und erhielt Mitte 1854 die Advokatenstelle in Bielitz⁴ verliehen; kurz darauf quittierte er die staatliche Auskultantenstelle. Er starb, erst 42jährig, im April 1862, wie wir aus einem Nachruf erfahren, „ein eifriger Verfechter des Judentumes, der alle ihm

dargebotenen Würdenämter standhaft ausschlug, um seinen Glauben nicht untreu zu werden, um Jude im schönsten Sinne des Wortes zu bleiben.“

Thomas Kletečka, geb. 1949 in Prag. Studium der Psychologie, Slawistik und Geschichte. Historiker, langjähriger Mitarbeiter an der Edition „Die Protokolle des österreichischen Ministerrates 1848-1867“, zuletzt an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Forschungsschwerpunkte: Österreichische und tschechische Geschichte des 19. Jahrhunderts; Nationalitätenproblematik; Revolutions-epoche 1848/49 und Beginn des Neoabsolutismus in der Habsburgermonarchie.

Quellen- und Literaturhinweise

DIE PROTOKOLLE DES ÖSTERREICHISCHEN MINISTERRATES 1848-1867 II/1: Das Ministerium Schwarzenberg, 5. Dezember 1848 – 7. Jänner 1850, bearbeitet und eingeleitet von Thomas Kletečka (Wien 2002); II/2: Das Ministerium Schwarzenberg, 8. Jänner 1850 – 30. April 1850, bearbeitet und eingeleitet von Thomas Kletečka und Anatol Schmied-Kowarzik unter Mitarbeit von Andreas Gottsmann (Wien 2005); II/4: Das Ministerium Schwarzenberg, 14. Oktober 1850 – 30. Mai 1851, bearbeitet und eingeleitet von Thomas Kletečka unter Mitarbeit von Anatol Schmied-Kowarzik (Wien 2011).

Die Neuzeit. Wochenschrift für politische, religiöse und Cultur-Interessen. 2. Jg. 1862. Österreichisches Staatsarchiv: Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Kabinettskanzlei. Österreichisches Staatsarchiv: Allgemeines Verwaltungsarchiv, Justiz, Justizministerium Allgemeine Reihe. Österreichisches Staatsarchiv: Allgemeines Verwaltungsarchiv, Nachlässe, Nachlass Bach.

BIHL, Wolfdieter: Die Juden. In: Adam Wandruszka/Peter Urbanitsch (Hg.), Die Habsburgermonarchie 1848-1918, Bd. III: Die Völker des Reiches 2 (Wien 1980), S. 880-948. FRANKL-GRÜN, Adolph: Geschichte der Juden in Kressier mit Rücksicht auf die Nachbargemeinden, 3 Teile in 2 Bänden (Breslau 1896/1901).

HÄUSLER, Wolfgang: Das österreichische Judentum zwischen Beharrung und Fortschritt. In: Adam Wandruszka/Peter Urbanitsch (Hg.), Die Habsburgermonarchie 1848-1918, Bd. IV: Die Konfessionen (Wien 1985), S. 633-669. LEITNER, Rudolf: Die Judenpolitik der österreichischen Regierung in den Jahren 1848-1859 (phil. Diss., Wien 1924).

Moravští Židé v rakousko-uherské monarchii (1780-1918) / Mährische Juden in der österreichisch-ungarischen Monarchie (1780-1918) (= Mikulovská symposia 26, Brno 2000).

WEISS, Heinrich: Die Judengesetzgebung der österreichischen Regierung in Bezug auf den Realitätenbesitz, Ehe und Taufe vom Jahre 1848-1867 (phil. Diss., Wien 1928). DUBNOW, Simon: Die neueste Geschichte des jüdischen Volkes. Das Zeitalter der ersten Reaktion und der zweiten Emanzipation (= DUBNOW, Simon: Weltgeschichte des jüdischen Volkes 9, Berlin 1929).

WOLF, Gerson: Zur Culturgeschichte in Österreich-Ungarn (1848-1888) (Wien 1888).

1 Präzipitiert = übereilt.

2 Auskultant = die erste (weitgehend unbezahlte) gerichtliche Ausbildungsstelle für Juristen nach Absolvierung der Universität.

3 Diese Bestimmung wurde erst 1860 aufgehoben!

4 Bielitz, damals eine Stadt von 26.000 Einwohnern mit Bezirksamt und Bezirksgericht in Österreichisch Schlesien; heute Bielsko, Teil der polnischen Stadt Bielsko-Biala nahe der tschechischen und slowakischen Grenze.



Liebe Leserinnen und Leser der Kulturzeitschrift DAVID, im Namen aller Mitglieder des Kärntner SPÖ-Landtagsklubs wünsche ich Ihnen und Ihren Familie sowie allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern in Österreich ein schönes und friedvolles Chanukkafest. 5779.

Ihr
LAbg. Herwig Seiser
Klubobmann SPÖ Landtagsklub Kärnten



Schmiedgasse 12, 8010 Graz & Seilergasse 6, 1010 Wien

House of Gentlemen
Kohlmarkt 11, 1010 Wien

Burgenland.at

JETZT NEU!

mehr...
SERVICE
NEWS
VIDEOS
SOCIAL MEDIA

mehr...
BURGENLAND



bezahlte Anzeige
entgeltliche Einschaltung



Sie flohen über Tiflis und Batumi nach Istanbul, hielten sich kurz in Rom und Paris auf, um sich schliesslich in Berlin niederzulassen. Das Abitur absolvierte Lew 1921 am russischen Gymnasium. Sein wacher Geist nutzte die Chance einer kultivierten Umgebung, er pflegte Kontakte und Gedankenaustausch mit Else Lasker-Schüler, Vladimir Nabokov und Boris Pasternak sowie zu bedeutenden Literaten und Journalisten des intellektuellen Berlin. Er studierte an der Friedrich-Wilhelms-Universität orientalische Sprachen und Geschichte.

Die Liebe zu seinen Studienfächern und wohl auch die Bindung zum Land seiner Herkunft trieben ihn zu einem rational nicht fassbaren Schritt: 1922 trat er zum Islam über. Er legte sich als Pseudonym den Namen Essad Bey zu und trat mit Fez und Dolch auf. Er umgab seine Person stets mit einem Geheimnis, wohl ein Teil seines ausgeprägten Hanges zur Selbstinszenierung. Er verbarg bewusst und glaubwürdig seinen wirklichen Namen und seine jüdische Herkunft. Er wurde als hochgebildeter und perfekter Orientale zum einem interessanten und auch umschwärmten Mittelpunkt der Berliner Gesellschaft. Es folgte eine Zeit intensiver journalistischer, literarischer und wissenschaftlicher Tätigkeit. Der Erfolg, auch der finanzielle, war beachtlich.

Das Werk des Essad Bey ist heterogen: Er schrieb eine sehr kritische Biographie Josef Stalins³ – naheliegend, denn er lernte diesen bei dessen politischen Agitation in Baku für die Bolschewiken persönlich kennen – und veröffentlichte eine heute noch gültige, in mehrere Sprachen übersetzte Biographie des Propheten Mohammed⁴. Es folgte eine autobiographische Darstellung seiner frühen Jahre in Baku⁵ vor dem Hintergrund des Kampfes um die Unabhängigkeit und Demokratisierung Aserbaidschans. Die Erfolge waren sensationell; jedes seiner Bücher wurde ein Bestseller und die Zeitungen rissen sich um seine Artikel.

Doch das Ende der erfolgreichen Zeit in Berlin kam wie es nach den politischen Verhältnissen kommen musste: Er wurde als Jude denunziert; die Heirat mit der Tochter einer amerikanischen Millionärsfamilie, Erika Loewendahl, wurde zwar viel beachtet, schützte ihn jedoch nicht, da die Ehe nach einem kurzen Aufenthalt in Amerika zerbrach und er 1935 wieder nach Berlin zurückkehrte. Er entzog sich vorerst der Verfolgung durch Flucht nach Österreich.

Hier begann ein neuer unglaublicher Abschnitt seines ohnehin bewegten Lebens: Zuvor schon hatten zwei verwandte Seelen einander gefunden. Rolf von Ehrenfels, aus geadelter alt-österreichischer Familie, war 1927 in Berlin zum Islam konvertiert, hatte

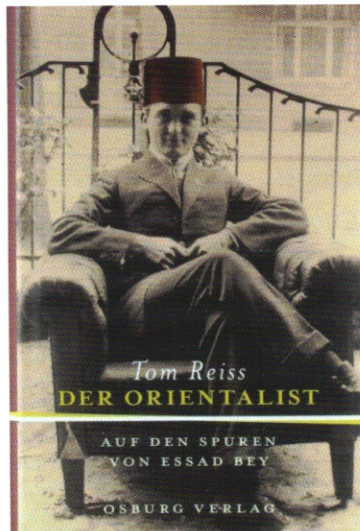
den Namen Omar angenommen und sich durch ethnologische Schriften einen gewissen wissenschaftlichen Ruf als Orientalist erworben. Zurückgekehrt nach Österreich liess er sich im Schloss der Familie, Lichtenfels, im Waldviertel nieder. Hier fand auch Essad Bey, den er in Berlin kennengelernt hatte, Zuflucht. Die wirklich bedeutende Begegnung auf Schloss Lichtenfels, einige Kilometer südwestlich von Gföhl, entwickelte sich zwischen Essad Bey und Omars Frau, der Schriftstellerin Elfriede von Ehrenfels, der Schwester der noch bekannteren Autorin Imma von Bodmershof. Lange galt sie als Autorin von *Ali und Nino* – bis der Amerikaner Tom Reiss in seiner sensationellen Lew Nussimbaum-Biographie „Der Orientalist“⁶ nachwies, dass der Roman nur

aus dessen Feder stammen konnte. Hinter dem Pseudonym Kurban Said stand er, nicht Elfriede von Ehrenfels, wenngleich ihr Unterstützung oder Hilfe bei Schreiben zugestanden werden kann. Diese Tiefe und Detailgenauigkeit der Schilderung der politischen, kulturellen und sozialen Zeitgeschichte Aserbaidschans ist ihr bei bestem Willen nicht zuzuschreiben; nur unmittelbares Erleben macht dazu fähig.

Elfriede von Ehrenfels als Autorin von *Ali und Nino* anzunehmen, ist nicht so abwegig: Sie starb kinderlos, der Erbe war ihr Mann, dessen Erbin wieder die Tochter aus seiner späteren Ehe, Leela von Ehrenfels. An sie gingen die Einkünfte aus dem Roman, die Publikation wurde dem Wiener Verlag Tal, der nach der *Arisierung* noch bis in die jüngste Zeit unter anderem Namen

weiter bestand, übertragen. Es ist davon auszugehen, dass dies mit Kenntnis und (unfreiwilligem?) Willen von Lew Nussimbaum geschah. Er hatte keine andere Wahl, denn als Jude war er von der *Reichsschrifttumskammer* ausgeschlossen worden; schreiben und publizieren war ihm somit verboten. Erscheinen konnte das Buch im Jahr 1939 nur unter dem Pseudonym Kurban Said und die Tantiemen konnten nur an eine dem Regime „unverdächtige“ Person gehen. Das Buch wurde im Laufe der Zeit in 30 Sprachen übersetzt; der urheberrechtliche Schutz ist nunmehr abgelaufen.

In Wien nahm Lew Nussimbaum eine Wohnung im Hochhaus in der Herrngasse. Er war bald – wenngleich vorerst weiter unter seinem Pseudonym Essad Bey – Teil des lebendigen und aufgeschlossenen Kreises der Literaten, Journalisten und Künstler in diesem Haus. Man traf sich – und so schliesst sich der Kreis – in der Garconnière von Annemarie Selinko, der viel gelesenen fortschrittlichen und kritischen Journalistin; sie war auch Autorin von erfolgreichen Büchern, so des späteren Bestsellers und der Hollywood-Filmvorlage „*Desirée*“⁷.



Biografie über Essad Bey, von Tom Reiss im Osburg Verlag erschienen, Buchcover.

MÜNZEN AUS SILBER

TREUE BEGLEITER



Die Münzenserie „Engel – Himmlische Boten“ präsentiert Michael, Gabriel, Raphael und Uriel in all ihrer himmlischen Pracht. In der Qualität „Polierte Platte“ sind die Münzen noch dazu farbig bedruckt. Die Talismanmünzen mögen dir und deinen Lieben Glück und Schutz bringen. Münzen und andere Geschenkkideen sind in den Filialen des Dorotheums, im Sammelservice der Österreichischen Post AG, in den Filialen des Dorotheums, im Münzhandel, im Münze Österreich-Shop Wien sowie unter www.muenzeoesterreich.at erhältlich. **MÜNZE ÖSTERREICH – ANLEGEN. SAMMELN. SCHENKEN.**

Damit Sie beim Steuerausgleich 2018 kein Geld beim Finanzamt liegen lassen, haben wir einige Tipps für Arbeitnehmer und Unternehmer.



Mag. Claudia Modarressy

tigt werden, ist dies mittels Formular L1 im FinanzOnline auch nach erfolgter antragloser Veranlagung möglich. Auf der Homepage des BMF findet sich das „ABC der Werbungskosten“, welches die wichtigsten Werbungskosten auflistet. Liegt eine berufliche Veranlassung vor, so können unter Umständen Kosten für Aus-, Fortbildungen und Umschulungen, Computer, Internet und sogar für das Telefon berücksichtigt werden, wobei bei Letzteren gegebenenfalls ein Privatanteil auszuscheiden ist.

Doppelt profitieren können Unternehmer und Arbeitnehmer bei der Anschaffung eines Elektroautos als Firmenwagen. Für diese steht unter gewissen Umständen nicht nur Vorsteuerabzug zu – Arbeitnehmer, die das Firmenauto auch privat nutzen dürfen, haben auch keinen Sachbezug zu versteuern. Für Unternehmer kann auch der investitionsbedingte Gewinnfreibetrag von bis zu 13% der Einkünfte besonders interessant sein. Ab 2017 wurde der Kreis der begünstigten Wertpapiere wieder erweitert, es gelten daher nicht mehr nur Wohnbauanleihen als begünstigte Wertpapiere.

Für Arbeitnehmer erfolgt seit 2017 der Steuerausgleich unter bestimmten Voraussetzungen antraglos, sofern sich aus der Veranlagung eine Gutschrift ergibt und nur lohnsteuerpflichtige Einkünfte bezogen wurden. Dabei werden gemeldete Spenden und Kirchenbeiträge berücksichtigt. Sollen zusätzliche Werbungskosten beim Steuerausgleich berücksichtigt



Grant Thornton

An instinct for growth™

Aber auch Personen, die aufgrund ihrer Einkommenshöhe keine Einkommensteuer zahlen (v.a. Teilzeitbeschäftigte, Lehrlinge, etc.), können von einer Arbeitnehmerveranlagung durch die Negativsteuer profitieren. Ausbezahlt werden können 50% der bezahlten SV-Beiträge (max. EUR 400 bzw. EUR 500 bei Anspruch auf das Pendlerpauschale). Dies gilt unter bestimmten Voraussetzungen auch für Alleinerzieher- bzw. Alleinverdienerabsetzbeträge.

Ab 2019 steht Eltern anstelle des Kinderfreibetrags bzw. der Absetzbarkeit von Kinderbetreuungskosten, der Familienbonus von bis zu EUR 1.500 pro Jahr und Kind zu. Dieser Betrag mindert direkt die zu zahlende Steuer und kann vom Arbeitgeber bereits bei der monatlichen Lohnverrechnung berücksichtigt werden.

Grant Thornton Austria zählt mit 175 Mitarbeitern und Standorten in Wien und Wiener Neustadt zu Österreichs führenden

Unternehmen im Bereich der Wirtschaftsprüfung, Steuerberatung und Advisory. Das Unternehmen ist Mitglied des internationalen Netzwerks unabhängiger Wirtschaftsprüfungs- und Beratungsgesellschaften Grant Thornton International, das weltweit mit mehr als 50.000 Mitarbeitern in rund 140 Ländern einen Umsatz von USD 5 Mrd. erzielt.



Mag. Christoph Schmidl

Entwicklung der Papierchromatographie zu fördern. In Brasilien konnte mit Hilfe seiner Methoden eine Reihe neuer Rohstoffquellen gefunden werden.

NS-Karrieristen. Am 15. März 1938 hiess die „Deutsche Chemische Gesellschaft“ die österreichischen Fachgenossen im „vergrösserten Deutschen Reich“ herzlich willkommen. Der Präsident des „Vereins Österreichischer Chemiker“ dankte noch am selben Tag der „repräsentativen Schwestergesellschaft im gemeinsamen Vaterland“. Während das akademische Potential durch die Verdrängung jüdischer Chemiker stark dezimiert wurde, machten viele „arische“ Wissenschaftler unter dem Banner des Hakenkreuzes auf dem Gebiet der „deutschen“ Chemie Karriere. So war etwa **Ernst Philippi** Fachführer bzw. leitender Chemiker beim Sicherheitsdienst und dem Polizeikorps Innsbruck. Der Grazer Chemiker **Alois Zinke** brachte es zum Gaujägermeister. Der ebenfalls aus Graz stammende physikalische Chemiker **Armin Dadiou** war in der NS-Zeit Landesstatthalter und Gauhauptmann der Steiermark und damit der zweitwichtigste Mann in diesem Gau.

Nach der Shoah. Insgesamt emigrierten zwischen 1933 und 1945 107 Chemiker aus Deutschland und Österreich. Als aktive Hochschullehrer kehrten lediglich drei in ihre Heimat zurück. Eine allgemeine Rückberufung als Zeichen dafür, die Entlassungen als Unrecht anzuerkennen, fand nicht statt. Während die Mehrzahl der politisch belasteten Hochschullehrer nach 1945 in ihrer Position blieben bzw. nach ihrer Entnazifizierung mit vollen Bezügen und Pensionsberechtigung wieder eingestellt wurden, mussten Emigranten ein solches Recht in der Regel gerichtlich erkämpfen.



Arthur Seyß-Inquart und Armin Dadiou (re.) wenige Tage vor dem „Anschluss“ in Graz, Quelle: Der Landbote, 05.03.1938

formhaus
Institut für **Fitness** & Wohlbefinden

Wien kommt in Form!

Wir bieten Ihnen:

- Höchste Qualität und Kompetenz
- Beratung und Service
- Umfangreiches Kursangebot
- Wellness

weitere Informationen unter:

www.formhaus.at

telefonisch unter.: 01/89 03 207
oder per E-Mail an: office@formhaus.at

Porschestraße 29, 1230 Wien/Liesing

NEU
denken
heißt:

persönliche Beziehung
mit digitalem Know-
how zu verbinden.

#nadenkenheisst

Raiffeisen Bank International
Meine Business-Bank.

ghettoisiert. Ende Februar 1940 wurden geschätzte 158 bis 165 Personen aus Schneidemühl (Piła) in den Grossraum Lublin gebracht. Weitere Transporte scheiterten zunächst am Veto von **Hans Frank**. Die Arbeitsfähigen unter den Deportierten wurden im Mai 1940 ausgesondert und zu Arbeitseinsätzen in verschiedenen Lagern abgeholt. Die Verbliebenen konnten noch bis zum Frühjahr 1942 Kontakt zu Verwandten und Freunden aufrechterhalten, ehe die „planmässige“ Aussiedlung begann. Im Mai wurden Männer ins Lager Majdanek gebracht. Von den Zurückgebliebenen wurden die Arbeitsfähigen im Oktober desselben Jahres in diverse Arbeitslager verschleppt, die Übrigen Ende Oktober zusammengetrieben und ermordet.

Die Transporte aus Baden und der Saarpfalz nach Südfrankreich im Oktober 1940

Die nach in den involvierten Gauleitern und Reichsstatthaltern benannte „*Wagner – Bürckel – Aktion*“ vom Oktober 1940 lässt sich nicht in einem Atemzug mit den später folgenden Ostdeportationen nennen. Denn obwohl die Durchführung brutalste Formen annahm, waren die Überlebenschancen der Deportierten grösser als jene der in der Heimat verbliebenen, die von Herbst 1941 bis Frühjahr 1942 aus Baden und der Pfalz in die europäischen Ostgebiete transportiert wurden. Anders als bei der Ausweisung polnischer Juden im November 1938 – vornehmlich Männer über 18 Jahre – waren nunmehr Kinder, ältere Menschen, sogar Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs von der Deportation betroffen. Lediglich einige Kranke und in Mischehen Lebende konnten dem Schicksal entinnen. Die Wissenschaft kam sehr rasch zu der Überzeugung, dass die Aktion von **Heinrich Himmler** geplant auf Wunsch des „Führers“ durchgeführt wurde. Insgesamt sind mit der „*Wagner – Bürckel – Aktion*“ aus dem Südwesten des Reiches zirka 6.500 deutsche Juden verschleppt worden, während die Zahl der aus Baden Deportierten mit 5.593 Menschen angegeben wird. Die „*Wagner – Bürckel – Aktion*“ stellt einen nicht unbedeutenden Schritt auf dem Weg zu den systematischen Osttransporten dar, die ein Jahr später eingeleitet wurden. Gewisse Analogien zu den Transporten aus Mährisch Ostrau, Wien, Kattowitz und dgl. fallen auf. Allen gemeinsam war das Ergreifen einer günstigen Gelegenheit, um sich Tausender deutscher Juden kurzfristig und gewaltsam zu entledigen.

Die fünf Transporte aus Wien ins Generalgouvernement im Februar und März 1941

Mehrere Transporte wurden von Wien aus durchgeführt, die in der Folge genauer betrachtet werden sollen. In den Monaten Februar und März 1941 wurden 5.013 Personen in fünf Transporten aus Wien nach **Opole, Kielce, Modliborzyce, Lagów** und **Opatów** deportiert. Bereits am 1. Februar 1941 untersagte die Staatspolizeistelle Wien das Verlassen des „Gaugebiets“, ferner wurden an diesem Tag die Spitzen der Israelitischen Kultusgemeinde darüber in Kenntnis gesetzt, dass die Transporte wie 1939

nach Nisko wieder aufgenommen werden. Am 13. Februar 1941 informierte das Reichssicherheitshauptamt alle Leitstellen der Staatspolizei „im Reich“ über die „Evakuierungen“ der Juden aus Wien. Fünf Wochen lang rollte wöchentlich ein Zug in Richtung Polen. Ausgewählt wurden die Familien durch die Zentralstelle für jüdische Auswanderung. Ein Novum gegenüber den anderen Transporten war, dass die Betroffenen vor der Deportation in ein Sammellager in der Castellezgasse 35 im 2. Wiener Gemeindebezirk gebracht wurden.

Die beiden Züge aus Wien nach Opole (Opole Lubelskie)

Ausgangspunkt – wie für die meisten Wiener Transporte – war auch für die beiden Züge nach Opole der Wiener Aspangbahnhof. Mit dem ersten Transport vom 15. Februar 1941 wurden 996 Personen, mit dem zweiten vom 26. Februar 1941 sogar 1.049 Personen deportiert. Bis März 1941 wurden aus den verschiedensten Gebieten des Reiches rund 8.000 Juden in das Ghetto Opole deportiert, das wegen seiner verkehrsgünstigen Lage an der Bahnstrecke nach Bełżec und Sobibór als „Transitghetto“ bezeichnet wurde. Opole und die benachbarten Ortschaften waren kaum in der Lage Tausende von Deportierten aufzunehmen und zu versorgen, denn es gab nicht genug Nahrung und die Lebensbedingungen waren primitiv. Zum Teil wohnten die Neuankömmlinge bei ansässigen Juden, oftmals dienten Synagogen und neu errichtete Barracken als Unterkunft. Sehr bald nach deren Ankunft riss der Kontakt zur Heimat ab und auch die Kluft zu den Ansässigen wurde immer tiefer. Bis April 1941 starben 30 Personen an Unterernährung, ab Mai 1941 wurden an die 800 Männer aus den beiden Wiener Transporten als Zwangsarbeiter nach Dęblin gesandt. Rund ein Jahr später begann die Auslöschung des Ghettos von Opole. Während am 31. März 1942 eine Deportation nach Bełżec führte, folgte im Oktober 1942 ein Todeszug nach Sobibór. Von den 2.048 Jüdinnen und Juden beider Transporte haben lediglich 28 überlebt.

Ein Transport von Wien nach Kielce im Februar 1941

Zwischen den eben beschriebenen Transporten nach Opole verliess einer am 19. Februar 1941 den Aspangbahnhof. Ziel war diesmal die rund 100 Kilometer von Krakau entfernte Stadt **Kielce**. Diese Stadt hatte einen bedeutenden jüdischen Bevölkerungsanteil. Die aus Wien Deportierten wurden anfänglich – wie in Opole – bei ansässigen Juden in deren Wohnungen untergebracht. Erst Ende März wurde ein umzäuntes Ghetto errichtet, das unter Androhung der Todesstrafe nicht verlassen werden durfte. Die Anzahl der dort inhaftierten Jüdinnen und Juden betrug mit Stichtag 31. Dezember 1941 27.000 Personen. Die arbeitsfähigen Männer wurden zur Zwangsarbeit in Steinbrüchen herangezogen, während Handwerker im Ghetto ihrem Gewerbe nachgehen konnten. Rund eineinhalb Jahre später wurde das Ghetto der Liquidation preisgegeben.

Friedlander, Henry: Der Weg zum NS-Genozid. Von der Euthanasie zur Endlösung. Berlin: 1997.

Friedländer, Saul: Die Jahre der Vernichtung. Das Dritte Reich und die Juden. Bd.2, 1939–1945. München: 2006.

Gibert, Martin: Endlösung. Die Vertreibung und Vernichtung der Juden. Ein Atlas. Rowohlt Verlag. Reinbek: 1982.

Hilberg, Raul: Sonderzüge nach Auschwitz. Mainz 1981.

Hilberg, Raul: Die Vernichtung der europäischen Juden (durchgesehene und erweiterte Ausgabe in 3 Bänden.) Frankfurt/Main: 1990.

Lichtenstein, Heiner: Mit der Reichsbahn in den Tod. Massentransporte in den Holocaust. Köln: 1985.

Longerich, Peter: Politik der Vernichtung. Eine Gesamtdarstellung der nationalsozialistischen Judenverfolgung. München 1998.

Longerich, Peter: Der ungeschriebene Befehl. Hitler und der Weg zur „Endlösung“. München: 2001.

Orth, Karin: Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Eine politische Organisationsgeschichte. Hamburg: 1999.

Schulle, Diana: Das Reichssippenamt. Eine Institution nationalsozialistischer Rassenpolitik. Berlin: 2001.

Schneider, Gertrude: Reise in den Tod. Deutsche Juden in Riga 1941–1944. Dülmen: 2008.

Welzer, Harald: Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden. Frankfurt/Main: 2005.

Yad Vashem - The International School for Holocaust Studies: Deportationen. Täter, Mitläufer, Opfer. Ein multiperspektivischer Workshop. Jerusalem: 2007.



Leserbrief

Zur bevorstehenden Seligsprechung von Kardinal Hlond

(Arno Tausch: Seliger Antisemit. Heft 118-09/2018)

Der Damm gegen Antijudaismus der Katholischen Kirche ist schon geborsten: missverständliche Zeichen hat schon Papst Johannes Paul II. gesetzt – er, der 1986 als erster Bischof von Rom dort die Grosse Synagoge besucht und die Juden als die „älteren Brüder im Glauben“ begrüsst hat: So hat er schon einen nicht weniger antisemitischen und antijudaistischen Kirchenfürsten als Hlond seligsprochen: den Zagreber Erzbischof Dr. Alojzije Stepinac (1898-1960; Erzbischof 1937-1946). Papst Johannes Paul II. bedachte Stepinac, der 1946 von den jugoslawischen Kommunisten als „Kollaborateur und „Kriegsverbrecher“ zu 16 Jahren Kerker verurteilt wurde, mit dem Ehrentitel „Märtyrer des Glaubens“. Antikommunismus zieht sich als roter Faden durch die Biografie von Erzbischof Stepinac: er fand scharfe, unzweideutige Worte zur Verurteilung des „gottlosen Kommunismus“.

So deutlich wie den Kommunismus hat Stepinac die kroatische Ustascharegierung 1941-1945 nie verurteilt – trotz ihrer Verbrechen an Juden, Serben, Kommunisten und Roma. Dieser Aspekt aber wurde in seinem Seligsprechungsverfahren nicht thematisiert: Für die Katholische Kirche Kroatiens bleibt ohnehin unbestreitbar, dass Erzbischof Stepinac auch gegen die Ustascha unmissverständlich gesprochen, den Verfolgten geholfen und manchen von ihnen das Leben gerettet habe. Die für das kanonische Verfahren relevanten kirchlichen Dokumente lassen aber eine so eindeutige Interpretation nicht zu, obwohl die US-Historikerin Esther Gitmann mit ihrem Buch „When Courage prevailed. The Rescue and Survival of Jews in the Independent State of Croatia 1941-1945“ (NY 2011)

den Erzbischof gegen alle argumentativ begründete Kritik verteidigte. Sie schrieb ihm auch ihre eigene Rettung zu, weil dank seiner Vermittlung ihre Mutter mit ihr als Baby emigrieren konnte.

Die britische Historikerin Stella Alexander schrieb hingegen ihre Biografie von Erzbischof Stepinac (*The Triple Myth: A Life of Archbishop Alojzije Stepinac*. New York 1987) „sine ira et studio“ (wie kroatische Rezensenten etwas missbilligend vermerkten): Alexander fand, dass sich der Erzbischof schon eingesetzt habe – aber für getaufte Juden, und dass die Protestschreiben des Erzbischofs an die Adresse der Ustascha „-ismen“ verurteilen, nicht Täter. Die Opfer, um die es gehen musste, finden sich nirgendwo namentlich genannt – aber Juden als „Wegbereiter des Kommunismus, jüdischer Kapitalismus, jüdische Ärzte, die Abtreibungen vornehmen, jüdische Geldgier, die an Pornographie verdient“ und „Serben als Unterdrücker der Kroaten“ werden geradezu verständnisvoll und die Verbrechen rechtfertigend verwendet. So oft, wie Stepinac diese „Feindbilder“ verwendet, beweist er, dass er seine christlich-antijudaistischen Vorurteile offenbar nie reflektiert hat; jedenfalls finden sich keine Hinweise dieser Art in den kirchenoffiziellen Dokumenten und Biografien.

Stella Alexanders Blick auf Stepinac teilen kroatische Historiker: Der Erzbischof sei nicht gerade der „Kriegsverbrecher“, für den ihn die Serben und die Serbisch-Orthodoxe Kirche hielten, taugte aber auch nicht als Vorbild für Widerstand gegen die verbrecherische Politik der Ustascha.

Weil die Serbisch-Orthodoxe Kirche ihre eigenen historischen Gründe hat, Stepinac abzulehnen – nach ihrer Auffassung hat er 1941, als sie von der Ustascha verboten und ihre Gläubigen verfolgt wurden, geschwiegen, ja die Verfolgung als zwangsläufige Reaktion der von den Serben diskriminierten Kroaten „gerechtfertigt“. Die heutige Republik Serbien teilt diese Anschuldigungen „ihrer“ Kirche und deponierte in Rom offiziell, dass die Heiligsprechung als Feindseligkeit gegenüber der Orthodoxie und dem ökumenischen Dialog, sowie als unfreundlicher Akt gegenüber dem Staat Serbien empfunden werden würde. Die bereits ausgesprochene Einladung des Serbisch-Orthodoxen Patriarchen an den Papst zum Besuch in Belgrad würde im Fall der Heiligsprechung zurückgenommen werden.

Papst Franziskus entschied sich 2014 wegen der tiefreichenden Differenzen zwischen Katholiken und Orthodoxen in der Causa „Stepinac“ zur Einsetzung einer Kommission aus Vertretern beider Kirchen und Historikern beider Staaten zur historisch-kritischen Aufarbeitung der Auffassungsunterschiede. Doch sie endete, ohne auch nur einen Schritt in Richtung Annäherung zu setzen. Beide Seiten konstatierten, dass weder die Katholische Kirche noch die Serbisch-Orthodoxen bereit seien von ihren Positionen abzugehen.

Die Jüdischen Gemeinden Kroatiens sprachen sich schon gegen die Seligsprechung aus. Da sie diese nicht verhindern konnten, distanzieren sie sich, denn sie ahnen (wahrscheinlich zu Recht), dass nach der „Kapitulation“ der Kommission die Causa Stepinac vom Papst zwar auf unbestimmte Zeit vertagt wurde, aber die Heiligsprechung damit nicht endgültig vom Tisch ist. Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen – dies wird auch für Kardinal Hlond gelten. Papst Franziskus scheint nämlich wenig sensibilisiert zu sein für die Untragbarkeit von Kandidaten mit uneindeutiger Haltung zu Antisemitismus und christlichem Antijudaismus.

Anna Maria Gruenfelder

Gesamtkirche erhoben und schon bald erste Prozessionen abgehalten, bei denen die Hostie den Gläubigen präsentiert wurde. Auch das Narrativ der Hostienschändung wurde ab dem Ende des 13. Jahrhunderts als Vehikel instrumentalisiert, um die komplizierten und abstrakten Vorstellungen über das eucharistischen Verwandlungswunder den Laien buchstäblich anschaulich und begreifbar zu machen.



Der Pulkauer Altar. Foto: Pfarre Pulkau, Referat für Kunst und Denkmalpflege der Erzdiözese Wien, mit freundlicher Genehmigung.

Dieses veränderte Konzept der Hostie verband sich mit den bereits existierenden Vorstellungen von „jüdischen Verbrechen“. Dabei gilt es festzuhalten, dass es sich bei diesen „Verbrechen“ um christliche Fantasien und Projektionen, um Geschichten von Christen für Christen handelt, die das Bild „der Juden“ bis hin zu deren generell in Frage gestellter Existenzberechtigung im christlichen Kollektiv verankerten. Quasi der Archetyp des jüdischen Verbrechens war die permanente Wiederholung der Passion Christi durch die Juden, die die Vorstellung einer Kontinuität jüdischer Gegnerschaft zum Christentum seit der „ersten Tötung Jesu“ etablierte. Zudem hatte bereits Papst Gregor I. im 6. Jahrhundert vor der Misshandlung christlicher Sakralgegenstände durch Juden gewarnt, die mit den Leiden Christi gleichzusetzen sei. Das Zusammentreffen dieser Vorstellungen mit der erhöhten Bedeutung der Eucharistie und des Objekts der Hostie an sich schuf die Grundlage für die Legenden über Juden, die die Wiedertötung Jesu stellvertretend durch die Schändung einer geweihten Hostie durchführten. Mit dem Verlust der früher zentralen Elemente von Einsicht und Bekehrung und der Verschiebung des Fokus auf die Hostie selbst veränderten sich zeitlicher Ablauf und Rolle der Juden in diesen Legenden fundamental. Die absichtliche Schändung und damit Zurückweisung der Heiligkeit der Hostie schloss die Juden nicht nur von vornherein von jeglicher Erlösung aus, sondern nahm auch Bezug auf das etablierte Bild der jüdischen Verstocktheit und (absichtlichen) Blindheit, das durch Darstellungen wie die blinde Synagoge verbreitet worden war.

Während die Vermittlung theologischer Inhalte durchaus im Interesse der Amtskirche lag, waren es vor allem lokale Geistliche, die die leichte „Herstellung“ einer Wunderhostie zur Schaffung eines lukrativen Wallfahrtsortes nutzten, wie er in Korneuburg oder eben auch in Pulkau entstand. Sie konnten sich dabei ab dem frühen 14. Jahrhundert auf die Verankerung überregional einheitlicher erzählerischer Versatzstücke verlassen – die bloße „örtliche Gleichzeitigkeit“ von Juden und einer blutenden Hostie konnte



Synagoge mit Augenbinde, zerbrochenem Stab und herabfallenden Gesetzestafeln. Strassburg, Liebfrauenmünster, um 1230. Foto: Vassil, 5.3.2007. Quelle: Wikimedia Commons, abgerufen am 10.11.2018.

für die Bevölkerung nur eines bedeuten und setzte die gewünschte Ereigniskette bis hin zur blutigen Verfolgung in Gang.

Im Herzogtum Österreich machte die Pulkauer Verfolgung zudem die praktischen Grenzen des herzoglichen Judenschutzes offensichtlich – vor allem in den „herrschaftsferneren“ kleinen Niederlassungen auf dem Land, wo ein unmittelbares herzogliches Eingreifen kaum möglich war. Dies führte zu einem tiefen Einschnitt in der Entwicklung

der jüdischen Siedlungen in Niederösterreich: während die grossen Gemeinden bestehen blieben, verschwanden viele der kleineren Ansiedlungen zur Gänze oder doch zumindest für mehrere Jahrzehnte. Die jüdische Siedlung konzentrierte sich in der Folge offenbar verstärkt auf die Umgebung der Zentralorte, wo man im Notfall besser geschützt war, auch wenn sich in der zweiten Jahrhunderthälfte wieder vermehrt jüdische Bewohner kleinerer ländlicher Orte nachweisen lassen.

Literatur:

Eveline BRUGGER: Von der Ansiedlung bis zur Vertreibung – Juden in Österreich im Mittelalter. In: Eveline BRUGGER/Martha KEIL/Albert LICHTBLAU/Christoph LING/Barbara STAUDINGER: Geschichte der Juden in Österreich. Wien: 2. verb. Aufl. 2013, S. 123-227.
Miri RUBIN: Gentile Tales. The Narrative Assault on Late Medieval Jews. Philadelphia: 2. Aufl. 2004.
Birgit Wiedl: Die angebliche Hostienschändung in Pulkau 1338 und ihre Rezeption in der christlichen und jüdischen Geschichtsschreibung. In: medaon. Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung 6 (2010), S. 1-14, http://medaon.de/pdf/A_Wiedl-6-2010.pdf.
Eveline BRUGGER und Birgit WIEDL: Zwischen Privilegierung und Verfolgung. Jüdisches Leben im Mittelalter in Niederösterreich. In: DAVID Heft Nr. 64 (April 2005).

Eveline Brugger: Studium der Geschichte und Romanistik an der Universität Wien, Absolventin des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung. Dissertation zum Verhältnis zwischen Adel und Juden im mittelalterlichen Niederösterreich, Habilitation für das Fach Mittelalterliche Geschichte. Seit 1995 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für jüdische Geschichte Österreichs.

Birgit Wiedl: Studium der Geschichte und Germanistik an der Universität Salzburg, Absolventin des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung. Dissertation zu Alltag und Recht im frühneuzeitlichen Handwerk in Salzburg, Habilitation für das Fach Mittelalterliche Geschichte. Seit 2000 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für jüdische Geschichte Österreichs.

Leitfaden für die Einheit des Judentums galten fortan die Tora und ihre Auslegung. Und das heisst: Wer immer etwas zum Judentum zu sagen hatte, musste dies als Worte der Tora vortragen – selbst wenn er deutlich vom Konsens abweichende Meinungen vertrat. Durch die formale Bindung der innerjüdischen Debatten an die Auslegung der Tora, wurde für lange Zeit die Einheit des Judentums leidlich bewahrt. Die Tora war der Zaun, welcher in der Lehrhausdebatte die widerstrebenden Meinungen wenigstens formal zusammenband und die Vielfalt der Differenzen in einem formalen Ausgleich stabilisierte. Aber wie das bei menschlichen Verhältnissen so ist, auch dieser Rahmen wurde eines Tages brüchig. Spätestens im Mittelalter gingen die verschiedenen Auslegungen der Tora so weit auseinander, dass der formale Rahmen des Diskurses nicht mehr fähig war, die Einheit wirklich zu garantieren.

Das Mittelalter – Talmudisten, Philosophen und Kabbalisten

Es war die mittelalterliche Philosophie, die den rabbinischen Konsens in Theologie und Weltauffassung als Kinderglauben abtat. Wo die rabbinische Theologie noch unbefangen ihren G'tt in den sieben Himmeln thronen liess, umgeben von jauchzenden Engeln, wo die alten Prediger noch ohne Zaudern davon sprachen, dass dieser G'tt Ohren hat, um die Gebete und Notschreie der Menschen zu hören, wo man glaubte, dieser G'tt habe direkt zu den Menschen am Berg Sinai und anderen Orten und Zeiten gesprochen und wo man die Meinung vertrat, dass die Hand G'ttes mächtig in die Geschichte eingreifen kann, um sein Volk Israel zu retten, ernteten die traditionellen Prediger Widerspruch. All diesen naiven altrabbinischen Auffassungen setzten die Philosophen ein Weltbild entgegen, das die Einheit des Judentums bedrohte.

Die Philosophen nannten G'tt nunmehr die Ursache aller Ursachen. Der Schöpfer steht jetzt am Anfang einer endlos langen Ursachenkette von natürlichen Ursachen, welche das Geschehen in der Welt leiten. Dieser G'tt der Philosophen war von allen Geschöpfen unüberwindbar verschieden, so auch vom Menschen. Dieser G'tt hatte keine Ohren, um das Gebet zu hören, er hatte keine Augen, um das Schicksal seines Volkes zu verfolgen, geschweige denn eine Hand, um spontan in diese Welt einzugreifen. Die traditionelle jüdische Religion war damit aus den Engeln gehoben. Alles sollte nunmehr von der menschlichen Vernunft bestimmt werden, nicht durch die am Sinai offenbarte Tora. Die Philosophen meinten, dass nur *die* jüdischen Gesetze, welche von der Vernunft bestätigt werden konnten, wirkliche Geltung hätten. Die restlichen Gebote, die man nicht verstand, mochte man aus Gehorsam dennoch befolgen, aber irgendwann würde auch hier die Vernunft das Sagen haben.

Einen Nachhall dieser Vernunftreligion hörte man noch im 19. Jahrhundert, man hört ihn oft bis in unsere Tage. Zum Beispiel da, wo die jüdischen Speisegesetze mit medizinisch-dietätischen Argumenten verteidigt werden – etwa, dass das Schweinefleisch wegen der Trichinengefahr verboten sei, der himmlische Gesetzgeber also die »die Gesundheit und das Wohlergehen

des menschlichen Körpers« im Auge gehabt hatte. Mit solchen Auffassungen wurde behauptet, verpflichtendes jüdisches Gesetz sei nur dort, wo dies durch die Vernunft geboten wird. Das war der Anfang des Endes der Halacha, wie wir dies beim heutigen Reformjudentum und bei den säkularen Juden sehen. Die menschliche Vernunft sollte über der Halacha stehen! Damit war die Einheit des Judentums gefährdet.

Die Gräben wurden noch tiefer, als die Kabbalisten auftraten und den Rationalisten gegenüber alle Gebote als sakrosankt verteidigten, weil, so die Meinung der Kabbalisten, man durch die penible Gebotserfüllung den Segen aus der göttlichen Welt auf den Menschen herabzwingen kann – eine wahrhaft heilige Magie! Ganz zu schweigen vom Glauben der Kabbala, G'tt habe sich als eine Zehnfaltigkeit offenbart. Grösser konnten die Differenzen kaum sein. Die Einheit des Judentums war bedroht. Es standen sich drei einander bekämpfende Richtungen gegenüber, Talmudisten, Philosophen und Kabbalisten. Und wieder gab es auch im Mittelalter den Versuch, die brüchige Einheit des Judentums zu retten. Auf eine Stimme vom Himmel wollten nicht mehr alle bauen, allenfalls die Kabbalisten, nicht aber die Talmudisten und schon gar nicht die Philosophen. Die Einheit des Judentums musste von den Menschen selbst gesichert werden. Und in dieser Lage war es geradezu ein Geniestreich, dass einige Gelehrte – mit Erfolg – die Lehre vom *vierfachen Schriftsinn* erfanden. Diese Lehre besagt: G'tt und seine Welt sind so vielfältig und so wunderbar, dass eine einzige Denk- und Redeweise des Menschen nicht genug ist, um angemessen von diesem G'tt zu sprechen. Darum verkündete die Lehre vom vierfachen Schriftsinn: Man redet von G'tt nur angemessen, wenn man die Tora in vierfacher Weise deutet: Zuerst nach dem einfachen historischen Wortsinn, sodann nach dem Verständnis der Philosophie, zum dritten im Sinne der rabbinischen Ethik und schliesslich im Mysteriensinn der Kabbala. Jeder wird sogleich verstehen, dass dies lauter Widersprüche sind, unüberbrückbare Gegensätze. Aber die neue Theorie, dass diese unterschiedlichen Auslegungsweisen der Tora nötig sind, um angemessen über G'tt zu sprechen, hat die zerstrittenen Schulen in einer neuen sehr barocken Einheit zusammengezwungen.

So finden wir alsbald Rabbiner, die zugleich Talmudisten, Philosophen und Kabbalisten waren. Und noch mehr: Wenn man ein traditionelles jüdisches Gebetbuch aufschlägt, das täglich im Gebet der Synagoge verwendet wird, so wird man finden, dass in diesen Büchern friedlich nebeneinander Texte aus allen drei Schulen zu finden sind. Der Kompromiss, oder besser die Verklammerung der rivalisierenden Schulen des Mittelalters, wurde zur allgemein akzeptierten jüdischen Frömmigkeit. Die neu gewonnene Verklammerung durch die Lehre vom vierfachen Schriftsinn bewahrte die Einheit des Judentums und hat zugleich die innere Vielfalt bereichert und bestätigt.

Die Fortsetzung dieses Artikels lesen Sie bitte in DAVID 120, Pessach 2019.

Alle(s) unter einem Dach: Vom Deutschkurs bis zur Berufsausbildung – ein ganzheitliches Konzept

pr-TEXT

Mangelnde Deutschkenntnisse und fehlendes Wissen über den Arbeitsmarkt beeinflussen Bildungserfolg und Karriere oftmals negativ.

Das Jüdische Berufliche Bildungszentrum ist – wie der Name schon sagt – ein Bildungszentrum für Menschen mit jüdischem Hintergrund.

Menschen verschiedener Herkunft und mit unterschiedlichem Bildungshintergrund kommen zur Aus- und Weiterbildung ins JBBZ.

Das Jüdische Berufliche Bildungszentrum folgt einem ganzheitlichen Konzept:

Zu Beginn erfolgt eine umfassende Beratung in der Abteilung „Berufsorientierung und Integration“.

Für jede/n InteressentIn wird so die passende Aus- oder Fortbildung gefunden.

Das JBBZ bietet viele Möglichkeiten:

- Im Rahmen des „Berufsorientierungslehrganges“ kann das 9. Pflichtschuljahr absolviert werden.
- Im Bereich Sprachen und Spezialausbildungen werden mit Deutschkursen von A2 bis B2 die Voraussetzungen für eine Berufsausbildung geschaffen.
- In den Bereichen Büromanagement und Technik werden für Jugendliche und Erwachsene Ausbildungen als Lehre und FacharbeiterInnen-Intensiv-Training angeboten. Speziell für Mütter mit betreuungspflichtigen Kindern werden diese Berufsausbildungen als Mütter-Intensiv-Training angeboten.
- Das psychagogische Team des JBBZ unterstützt und begleitet unsere KundInnen konstant.

Durch die enge Zusammenarbeit aller TrainerInnen der Ausbildungsbereiche und dem psychagogischen Team ist es möglich, auf spezielle Bedarfe aller KundInnen einzugehen.

Neben fachlicher Bildung wird grösster Wert auf

die Vermittlung von sozialen Kompetenzen gelegt.

Nach der Aus- oder Fortbildung geht unser Service weiter:

Die Aspekte „Karriereplanung“ sowie „Jobcoaching“ sorgen für einen leichten Einstieg in den Arbeitsmarkt. Durch Kooperationen werden unseren KundInnen während der Ausbildung Praktika in Top-Unternehmen vermittelt.

Zusätzlich bietet das JBBZ die Möglichkeit eines individuellen Jobcoachings an. Wir unterstützen unsere KundInnen tatkräftig dabei, den für sie passenden Arbeitsplatz zu finden.

Den Erfolg unseres ganzheitlichen Angebots zeigt unsere Vermittlungsquote:

Über 90% der Personen, die bei uns eine Berufsausbildung absolvieren, finden umgehend einen Arbeitsplatz.

★ 20 JAHRE ^{ת"ס}
JBBZ
Jüdisches Berufliches Bildungszentrum



und die Freude, mit Texten zu ringen, was immer ein lebendiger Kampf ist.

DAVID: Ihre jüngste Arbeit befasst sich mit dem ehemaligen Wohnhaus Ihrer Familie in der Novaragasse in Wien. Einem sogenannten »Sammelhaus« in dem Menschen zur Deportation interniert wurden. Können Sie uns etwas über diese Arbeit erzählen?

Karen Werner: Es geht um eine Erkundung der verblassten Erinnerung an den Holocaust und Probleme der Trauer. Und der Wiedergutmachung. Was bedeutet es, etwas wieder gut zu machen, oder etwas zu reparieren? Kann uns die Kunst dabei helfen etwas zu reparieren? Dieses Haus ist ein so reiches Symbol für uns Selbst und ein Symbol für eine Gesellschaft. Es wirft Fragen auf von dem was »zu Hause« ist. Fragen nach Sicherheit und Familie. Ein Genozid wie der Holocaust tut viel um diese Art von verbindendem Stoff auseinanderzureissen. Und dass diese Verletzung zu Hause passiert, macht sie so intim, auf einer fast körperlichen Ebene. Das alles hilft mir, mich nicht zu trennen. Der Holocaust macht es unmöglich sich vollständig mit ihm zu verbinden. Er ist unbegreiflich. Das Haus stellt vielleicht eine Verbindung zum Wiedergutmachen her – soweit das überhaupt möglich ist. Ich dachte, vielleicht könnte ich nützlich sein und dem Haus dienen. Als wäre ich so eine Art Hausmeister. (lacht) »Hausbesorger«. Es ist, als ob man die Rolle eines Hauswarts für die Energie und die Geister des Hauses übernehmen würde.

DAVID: Davon haben wir bereits am Anfang gesprochen...

Karen Werner: Ja, es geht um eine Art des Helfens – und das geht auf diese buddhistische Idee zurück, die hungrigen Geister in uns allen zu füttern. Und so füttere ich die Geister und versuche den Geistern im Haus zu helfen. Unabhängig davon, ob man an Geister glaubt oder nicht, und ich weiss nicht mal, ob ich das wirklich tue. Ich interessiere mich nicht für das »wörtliche« oder das »metaphorische«. Es geht um die Fütterung eines anderen, der verwundet ist, und das ist eine Art, mich selbst zu ernähren. Ich mache dies um meiner Familie willen und vielleicht auch um der Leute willen, deren Namen ich auf einer Liste geschrieben vor mir habe und die alle aus dem Haus deportiert wurden. Das ist meine Art zu dienen. Wir alle finden Sinn und heilen uns selbst, indem wir andere heilen oder versuchen, anderen zu helfen. Ich denke, wenn Kunst wirklich tiefgründig ist – und das strebe ich an – dann ist da eben dieser Prozess. Ein Prozess, der gespeist wird durch das, was passiert, wenn andere Kunst machen oder man selbst, und der uns tatsächlich dabei helfen kann, unsere Vorstellungen von uns selbst und von den anderen aufzubrechen und die Grenzen zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Geschichte und Zukunft aufzulösen. Am Ende werden das Selbst und das Andere unscharf und dann gibt es diese Art von Nicht-Trennung ... (lacht) Ich hoffe, dass das kohärent ist, und wenn Sie das noch etwas klarer darstellen könnten, wäre ich Ihnen sehr verbunden.

DAVID: Das kriegen wir sicher hin. Sie haben Psychologie, Soziologie studiert und haben – offensichtlich – einen eher künstlerischeren als wissenschaftlichen Ansatz gewählt. Können Sie beschreiben, warum Sie diesen Weg gewählt haben?

Karen Werner: Mmmh, ja.

DAVID: Sie könnten ja die Dinge, die Sie zuvor beschrieben haben, auch auf eine wissenschaftlichere Art und Weise tun. Sie könnten anfangen Zeitzeugen zu interviewen oder in Archive gehen.

Karen Werner: Tatsächlich habe ich viele Archive benutzt und ich bringe eine Ausbildung in der Forschung mit. Ich bin in einer Kultur ausgebildet worden, die Wissen als etwas betrachtet, das sich vom Körper trennt oder sich von Gefühlen trennt und auch von der Poetik trennt. Ich will dies aber nicht abtrennen und nenne es dennoch Forschung. Und ein Teil meiner Arbeiten besteht darin, diese Arbeiten trotzdem in einen akademischen Kontext zu bringen und zu behaupten, auch dies sei Wissen. Es gibt bereits eine Gemeinschaft von Menschen, die das gleiche Gefühl haben, so dass es eine wachsende politische Idee gibt, die diese künstlerischen und poetischen Praktiken als gültiges Wissen betrachtet. Dies kann einen grossen Einfluss haben auf die Weise wie wir unser Leben gestalten. Ich denke viel darüber nach, wie Sprache es möglich macht, dass manche Dinge hörbar werden. Und wie dies Handlungen beeinflusst, denn in allem, was wir sagen, sind wir beteiligt, es gibt keine Unschuld in dem, was wir aussprechen. Jede Äusserung ist eine Verantwortung. Und diese Verantwortung gilt es zu ergreifen. In diesem jüdischen Sinn, sich mit dem Text auseinanderzusetzen und mit ihm zu ringen. Welche Sprachen wählen wir und wie verwenden wir sie? Und das ist wirklich politisch in Bezug auf die Welt, die wir dadurch anspornen und auch erschaffen. Es ist zugleich eine spirituelle Sache, weil es zu dieser Schwingung kommt, die in der Kabbala so wichtig ist. Wie es buchstäblich der Buchstabe ist, der eine Welt in Schwingung versetzt. Aber das ist auch ein Teil von vielen Sprechakttheorien und Vorstellungen von der Performativität der Sprache. So erzeugen Sprache und Erzählung eine Welt.

DAVID: Noam Chomsky hat einmal gesagt, dass Verstehen ein Akt der Schöpfung sei. Er hält diese Idee von Sender und Empfänger für falsch, in der der Informationsempfänger nur die Bedeutung des Absenders entschlüsselt.

Karen Werner: Richtig und es gibt eine Menge faszinierender Fragen, die sich in der Radiometapher zeigen lassen. Das Radio ist ein reichhaltiges Medium für diese Probleme der Übertragung und des Empfangs. Ein Freund, Mentor und eine stete Inspiration für mich ist der Radiotheoretiker Gregory Whitehead. Er hat viel über diese Lücke zwischen Übertragung und Empfang gesprochen, die im Radio besteht. Diese Lücke ist ein sehr reicher Ort, der gewürdigt werden sollte. Vielleicht ist genau dies der Ort der kreativen Möglichkeiten. Der Akt der Kommunikation ist niemals rein. Es gibt immer Kreativität auf allen Seiten.

DAVID: Vielen Dank für dieses Interview.

**IN MEMORIAM RUDOLF GELBARD
(1930 – 2018) s.A.**

Rudolf Gelbard wurde am 4. Dezember 1930 als Sohn jüdischer Eltern in Wien geboren. Gemeinsam mit seiner Familie wurde er 1942 in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert, das er als eines der wenigen dort inhaftierten Kinder überlebte. Sein Vater starb wenige Jahre später als gebrochener Mann, auch die Mutter litt ihr ganzes weiteres Leben an den Folgen des erlebten Grauens. Seit der Befreiung setzte sich Rudolf Gelbard als Mitglied der Sozialdemokratischen Freiheitskämpfer für die Aufklärung über die NS-Verbrechen ein. Als Antifaschist sah er es als seine Pflicht an, in Schulen, Universitäten und anderen Bildungseinrichtungen vor Faschismus und Fremdenhass zu warnen. Nicht nur 1965 – im Zuge der Proteste gegen den antisemitischen Hochschulprofessor Taras Borodajkewycz in Wien, bei denen der ehemalige Widerstandskämpfer Ernst Kirchwegger von einem Rechtsextremen niedergeschlagen wurde und starb – beteiligte sich Rudolf Gelbard an Demonstrationen gegen rechts. Er wurde von der Republik Österreich mit dem Berufstitel Professor und zahlreichen weiteren Auszeichnungen geehrt. Der Republikanische Club – Neues Österreich vergibt seit zehn Jahren den „Rudolf-Gelbard-Preis für Aufklärung gegen Faschismus und Antisemitis-



Rudolf Gelbard anlässlich der Verleihung des ersten Rudolf Gelbard Preises des Republikanischen Clubs - Neues Österreich 2009. Mit freundlicher Genehmigung: Republikanischer Club.

mus“. Erster Preisträger war 2008 er selbst. 2016 war er einer von neun Holocaustüberlebenden, die gegen die rechtsextreme, der FPÖ nahestehende Zeitschrift *Aula* klagten, weil diese in einem Artikel Überlebende des Konzentrationslagers Mauthausen als „Landplage“ und „Massenmörder“ bezeichnet hatte, die nach der Befreiung „plündernd durchs Land“ gezogen wären. Bis zu seinem Tod zeigte sich Rudolf Gelbard über den Rechtsruck in Österreich und in Europa äusserst besorgt. Im vergangenen Oktober wandte er sich in einer Videobotschaft an die Öffentlichkeit, in der er vor einer Regierungsbeteiligung der FPÖ warnte und NS-Kriegsverbrecher auflistete, die Mitglieder von Burschenschaften waren. Hans-Henning Scharsachs Buch *Stille Machtergreifung – Hofer, Strache und die Burschenschaften* betreffend schrieb er: „Was hier dokumentiert wird, ist keine stille Machtergreifung, sondern eine Kriegserklärung an Demokratie, Verfassung und unsere politische Kultur der Menschenrechte und des Miteinander.“ Am 24. Oktober 2018 verstarb Rudolf Gelbard in Wien. Unser Beileid gilt seiner Frau Inge, seinen weiteren Hinterbliebenen sowie seinen Freunden und Weggefährten.

Monika Kaczek

Diese reagieren auf sie mitunter mit erstaunlicher Offenheit, geben bewusst oder unbewusst intime Details ihres Liebes- und Seelenlebens preis. Die Sendereihe ist ein Quotenhit, spaltet aber zugleich das unterhaltungssüchtige Österreich: die einen sind begeistert, die anderen sprechen von geschmacklosem „TV-Voyeurismus“. Spira entgegnet: „Man kann sich nicht nur den Honig vom Brot schlecken, wer zu mir in die Sendung will, muss eine Geschichte haben. Schliesslich betreibe sie ja kein Heiratsinstitut.“

Spira ist eine erklärte Linke und bewusste Jüdin. Von ihrer „wunderbaren“ Mutter wurde sie früh zum Widerstand gegen persönlichen Antisemitismus erzogen und entwickelte sich in der Folge zur Kämpferin. Sie hatte sich fest vorgenommen wegen ihres Judentums nicht zu leiden. Als „Kampfjüdin“, nicht als „Opferjüdin“ wollte sie ihren Alltag bestreiten. In einem ORF-Interview erinnert sie sich lachend, wie sie als 8-jähriges schwächliches Mädchen an einer Wiener Strassenbahnhaltestelle einem ungut redenden Antisemiten gegen das Schienbein trat.

In den heutigen online-Portalen findet man so manchen für sie typischen Sager: „Ich kratze mit Freude am rot-weiss-roten Lack“, „Österreich war schon immer ein Nazi-Land, da kann man nichts verschönern“. „Brauche keinen FPÖler als ORF-Chef“: Linke Spira denkt ans Auswandern“. „Wahrscheinlich würde ich nach Deutschland gehen, weil ich von der Heimat die Nase voll hab.“ In Wahrheit aber hängt Spira G'tt sei Dank an ihrer Wiener Stadt und liebt den Wiener Dialekt.

Die einst aufmüpfige, kritische Journalistin, nunmehr allseits hofierte „Chefkupplerin“ und „Quotenqueen“ des ORF ist Trägerin zahlreicher Preise, beliebter Interview-Partner und gern gesehener Gast in diversen Talkshows. Elizabeth T. Spira ist seit 1980 mit dem einstigen Burgschauspieler und Regisseur Hermann Schmid (*1939) verheiratet, eine Verbindung, die den beiden ganz offenbar guttut. Ihre Adoptivtochter Hannah ist inzwischen selbst dreifache Mutter. Trotz ihres bevorstehenden 76. Geburtstags gibt es Anzeichen dafür, dass Spira über das Jahr 2018 hinaus im ORF aktiv bleiben könnte. Wir wünschen ihr und ihrem TV-Publikum noch viele interessante Begegnungen mit alltäglichen Menschen in ungewöhnlichen Szenen.

**IN MEMORIAM Iris Meder (1965 – 2018)
s.A.**

Kurz vor Drucklegung erreicht uns die traurige Nachricht vom plötzlichen Ableben unserer freien Mitarbeiterin Iris Meder. Sie ist nach kurzer, schwerer Krankheit am 5. November 2018 von uns gegangen. Die Zeitschrift DAVID bereicherte die profilierte Architekturstudierende, deren Arbeitsschwerpunkt auf der Klassischen Moderne lag, immer wieder mit interessanten Themen und vielen bislang unbekannt Details gerade zu jüdischen Bauherren und Architekten. Wir werden ihr Andenken in Dankbarkeit bewahren.

Haus in der Häuserzeile. Im Jahr 1978 wurde der Tempel abgerissen, der zu spät einsetzende Aufschrei über diese Zerstörung hatte nur ein Gutes, es führte dazu, dass zumindest die Synagoge in St. Pölten restauriert wurde.

Die unbemerkte „Judensau“

In den letzten fast dreissig Jahren hat der Autor dieser Zeilen versucht, gegen das Vergessen in der Stadt anzukämpfen, immerhin gibt es heute eine gläserne Gedenkstele für die Synagoge, zwei Denkmäler auf dem jüdischen Friedhof, und noch immer viele weisse Flecken. Bis zum Jahr 2018 unentdeckt und auch von der Kunstgeschichte unbeachtet blieben z.B. die „Judensau“ im sogenannten Fellnerhof, wo sich seit Jahren die Volkshochschule Krems befindet. Die „Niederösterreichischen Nach-



Die Darstellung einer sogenannten Judensau im Fellnerhof. Foto: R. Streibel, mit freundlicher Genehmigung.



Ernst Neuners Pass mit dem eingestempelten „J“ für „Jude“ der NS-Zeit. Foto: R. Streibel, mit freundlicher Genehmigung.

richten“ haben die Entdeckung aufgegriffen und darüber berichtet.

„Mitten in der Stadt lebt eine „Judensau“, manchmal bestaunt oder bloss als Fabelwesen bezeichnet. Sie ist im Fellnerhof zu finden.

Das Gebäude hat sich der Bürgermeister und Handelsmann Theobald Müllner vom Italiener Johann Baptist Spazio errichten lassen. Neben dem prachtvollen Arkadenhof gibt es auch einen Saal und einen Stiegenaufgang mit Stuckaturen, wo Fabelwesen zu sehen sind.

Bei genauer Betrachtung sind hier jüdische Fratzen zu erkennen, bei genauerem Hinsehen auch ein Tier, das als „Judensau“ identifiziert werden kann.

„Seit Jahrhunderten leben wir mit diesen Fabelfiguren, und nirgends findet sich ein Hinweis. Wenige Jahre nach dem Bau des Palastes wurden die Juden im Pogrom 1670 aus der Stadt verbannt“, erläutert der Historiker Robert Streibel, der die Geschichte der Juden von Krems wieder sichtbar machen möchte. Ein Konzept dazu hat Streibel dem Bürgermeister und dem Kulturamt vorgelegt. Auch eine Info-Tafel über das Fabelwesen sollte es geben. Ein guter Ort, um an die Pogrome des Mittelalters zu erinnern.“ (13. Juni 2018)

Weisse Flecken auch nach 70 Jahren

Weisse Flecken gibt es bis heute zu schliessen in einer Stadt, wo die Hälfte der jüdischen Gemeindeglieder der industriellen Massenvernichtung zum Opfer gefallen ist. Das älteste Opfer war 85 Jahre und das jüngste 25. Katharina Sachs und Judith Sachs, Grossmutter und Enkelin. Es könnte sein, dass vielleicht irgendwann einmal auch eine Strasse nach diesen beiden Opfern benannt wird. Wer weiss. Die Befreiung vom Nationalsozialismus ist ja praktisch erst gestern gewesen, gerade 73 Jahre sind vergangen. Alles braucht eben seine Zeit.

Auch nach so vielen Jahren ist es immer noch möglich Geschichten von jüdischen Familien zu rekonstruieren auch wenn das bis heute nicht von allen gewünscht wird. Die Winzergenossenschaft Krems zum Beispiel will von ihrer Geschichte auch 2018 nichts wissen. Die Gründung 1938 war das Ergebnis einer „Arisierung“ des Weingutes von Paul Robitschek. Im historischen Roman „Der Wein des Vergessens“ (Residenz Verlag) haben der Autor und Bernhard Herrman eine Geschichte von Verrat und Treue, Liebe und Geschäft, Vernichtung und Verdrängung erzählt. 1938 befindet sich die Riede Sandgrube – eines der berühmtesten Weingüter der Wachau – im Besitz des jüdischen Geschäftsmanns Paul Robitschek, sein Partner ist August Rieger, Robitschek und der angebliche Baron sind Geschäftsfreunde und zugleich ein glamouröses Liebespaar. Die Denunziationen, dass Rieger der „Bettknabe des Juden“ sei, erleichtern die Arisierung jenes Besitzes, der zur Grundlage der berühmten Winzergenossenschaft Krems wird - ein Begriff für Wein und Kultur weit über die nationalen Grenzen hinaus. (Inzwischen hat die Winzergenossenschaft Krems gegenüber dem ORF einer Aufarbeitung ihrer Geschichte durch die Historikerin Dr. Brigitte Bailer-Galanda zugestimmt. Anm. d. Red.)

Tom Biegler, Agrarwissenschaftler, geb. 1937 in Wien, emigrierte 1939 mit seiner Familie nach Australien, aufgewachsen in Sydney, Studium der Agrarwirtschaft an der University of Sydney (Spezialisierung auf Agrarchemie, 1962 PhD), danach Arbeit an den Universitäten von Illinois (USA) und Bristol (UK), 1987-1994 Leiter der Abteilung für Mineralchemie bei der Commonwealth Scientific and Industrial Research Organisation (CSIRO), 1996 Pensionierung und Konsulent für Brennstoffzellen und Energiefragen. Er lebt, wie seine Kinder und Enkelkinder, in Melbourne.

Helen Rupertsberger-Knopp, Malerin, Textilkünstlerin, Hochschullehrerin, Wiener Lokalpolitikerin (Die Grünen), geb. 1942 in London, lebte kurz in Litschau (NÖ), seit 1948 in Wien, Ausbildung zur Textiltechnikerin u. a. an der Central School of Arts and Crafts in London, Aufenthalte in Kolumbien und New York, 1968 Diplom für das Studienfach Malen und Textil an der Akademie für Angewandte Kunst in Wien, Lehrtätigkeit an der Hochschule für künstlerische und industrielle Gestaltung in Linz; Werke: Tapisserien, Textilobjekte. Im Rahmen ihres parteipolitischen Engagements initiierte sie 2002 die Anbringung einer Gedenktafel in Wien VIII, Lange Gasse 5-7 für das frühe NS-Opfer, den österreichisch-jüdischen Schriftsteller und Journalisten Hugo Bettauer (1872-1925). Als Nichte des Geigers, Emigranten und NS-Kritikers Leopold Othmar Förderl (1892-1959) vermachte sie 2015 dessen Nachlass dem Archiv der Wiener Philharmoniker.

Die Sonderausstellung „Jüdische Familien im Waldviertel und ihr Schicksal“ war vom 1. Mai bis 30. September 2018 im Ersten österreichischen Museum für Alltagsgeschichte Neupölla (A-3593 Neupölla 10; www.poella.at/Museum) zu sehen.

Christoph Tepperberg



»Wien im Kaufrusch!« Die Blüte der Wiener Kaufhäuser

Astrid Peterle (Hrsg.): Kauft bei Juden! Geschichte einer Wiener Geschäftskultur. Katalog zur Ausstellung im Jüdischen Museum Wien

Wien/Leipzig/Zürich: Amalthea Verlag 2017

248 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen, zweisprachig (Deutsch und Englisch), Euro 29,95

ISBN-13: 978-3-99050-070-5

Zur Herausgeberin: Studium der Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität Wien, TU und FU Berlin sowie an der New York University. Lektorin an den Universitäten Wien, Salzburg und Graz. Seit 2010 Assistentin der Geschäftsführung und Assistenzkuratorin, seit 2017 Kuratorin am Jüdischen Museum Wien. Zahlreiche kuratorische Projekte, Vorträge und Publikationen zu zeitgenössischer, feministischer und queerer Kunst.

Zum Katalog: Wer kennt nicht die Namen „Herzmansky“ und „Gerngross“ – bis in die 1990-er Jahre der Inbegriff für Kaufhäuser in der Wiener Mariahilfer Strasse? Eine Ausstellung, die letztes Jahr im Jüdischen Museum Wien zu sehen war, widmete sich der Geschichte der Gründer von Warenhäusern, die im 19. Jahrhundert einsetzte. Diese Entwicklung in Wien war Teil einer gesamteuropäischen Tendenz des 19. Jahrhunderts. Dass viele der Gründer aus jüdischen Familien stammten, ist heute genauso wenig bekannt wie die einstige Existenz des Textilviertels im 1. Wiener Gemeindebezirk. Prominente Unternehmen wie Gerngross, Zwieback, Jacob Rothberger, Braun & Co, Goldman & Salatsch, Jungmann & Neffe oder Knize und deren Gründerfamilien werden durch das Buch und die Ausstellung ebenso in das Gedächtnis

der Stadt zurückgeholt wie die sogenannten »Vorstadtkaufhäuser« Wodicka und Dichter. Durch die Zäsur der Schoah verschwand diese Geschäftskultur fast völlig. Die Entwicklung des Textilviertels nach 1945, bedingt durch Migration, Rückkehr und Zuwanderung, verweist jedoch auf den Wiederaufbau der Wiener jüdischen Gemeinde. **Informationen zur Ausstellung:** <http://www.jmw.at/de/exhibitions/kauft-bei-juden-geschichte-einer-wiener-geschaeftskultur>

Ilan Beresin



Geschichte einer Familie

Franz T. Cohn: Wir leben weiter. Die Geschichte einer Familie.

Niederfrohna: Mironde Verlag 2018

117 Seiten, Euro 12,50

ISBN 978-3-96063-005-0

Franz T. Cohn entschloss sich erst in sehr fortgeschrittenem Alter die Erinnerungen an seine Familie in einem Buch festzuhalten. Er wurde 1927 in Chemnitz als jüngstes Kind des Rechtsanwalts Fritz Cohn und dessen Frau Margot, einer Schwester des bekannten Verlegers Gottfried Bermann Fischer, geboren. Nach der Machtergreifung der Nazis versuchten die Eltern so gut wie möglich den Kindern daheim weiterhin eine angenehme Atmosphäre als Ausgleich zur feindlichen Umwelt zu schaffen, aber es gab keinen Schutz vor Anpöbelungen auf der Strasse und der stufenweisen Entrechtung. Als den Eltern klar wurde, dass eine weitere Existenz in Deutschland nicht möglich war, unternahmen sie alles um ihren drei Kindern die Flucht in sichere Länder zu ermöglichen. Nach der Abreise seiner Schwestern gelangte Franz T. Cohn 1939 mit einem „Kindertransport“ nach Schweden und wurde dort von seinem Onkel Gottfried Bermann Fischer aufgenommen. Dieser hatte zu diesem Zeitpunkt erfolgreich einen Teil des Fischer Verlages nach einer Zwischenstation in Österreich ab 1938 nach Schweden verlegen können. Tragisch war das Schicksal der Eltern; sie konnten nach Norwegen flüchten, aber nach der Besetzung dieses Landes wurden sie von der norwegischen Polizei den Nazis ausgeliefert, deportiert und in Auschwitz ermordet. Franz T. Cohn lebt noch heute in Schweden, wo er nach einer Ausbildung als Elektroingenieur als Unternehmer in Hochtechnologie tätig war. Daneben engagierte er sich für diverse israelische und jüdische Angelegenheiten, vor allem als Redakteur und Herausgeber.

Evelyn Ebrahim Nahoora

Der Bezirksvorsteher
der Brigittenau
HANNES DERFLER
wünscht allen

jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern
zu Chanukka
alles Gute!

Bezirksvorsteherung Brigittenau
Brigittaplatz 10
1200 Wien

Tel.: +431/4000 20111

Fax: +431/4000 9920120

E-Mail: hannes.derfler@bv20.wien.gv.at

Sprechstunden: Bitte um vorherige telefonische Anmeldung

bezahlte Anzeige

in ihrem hypnotischen, romanartigen Gedicht auf eindrucksvolle Weise, die überlebenden Frauen in ihrem Nachkriegsalltag überzeugend zu spiegeln.

Tina Walzer



Die Biographie des israelischen Staatsgründers

Tom Segev: David Ben Gurion. Ein Staat um jeden Preis.

Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama

Berlin: Siedler Verlag 2018

800 Seiten, gebunden, Euro 35,00

ISBN 978-3-8275-0020-5

Tom Segev, der grosse Historiker des Zionismus und kritische Beobachter der israelischen Gegenwart, zeichnet in seiner Biographie Ben Gurions das Bild eines widersprüchlichen Mannes mit wenig sympathischen Charakterzügen.

Ben Gurion (1886-1973) wuchs in der polnischen Kleinstadt Płońsk im damaligen Russischen Reich in einem zionistischen Haus auf. 1905 trat er in Warschau der Poale Zion bei. 1906 ging er „aus Verzweiflung an der Diaspora“, wie Segev schreibt, als Landarbeiter nach Palästina. Nach der jungtürkischen Revolution zog Ben Gurion 1911 nach Saloniki, um Türkisch zu lernen, und 1912 ging er mit einem seiner engsten Freunde Jizhak Ben Zvi, dem späteren zweiten Präsidenten des Staates Israel, nach Konstantinopel, um Recht zu studieren. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs kehrten sie nach Palästina zurück. Nach dem Kriegseintritt der Türkei wurden sie 1915 von den türkischen Behörden ausgewiesen. Sie gingen in die USA, wo sie die Hechaluz-Bewegung gründeten und publizistisch tätig waren. In den USA lernte Ben Gurion seine Frau Paula Munweis kennen. Es wurde eine lebenslange Ehe, die laut Segev später in Routine erstarrte, nachdem wegen einiger Affären Ben Gurions auch Krisen zu bewältigen waren.

Segev zeigt, dass viele aus späterer Sicht gestellte Fragen sich nicht eindeutig beantworten lassen, etwa wann Ben Gurion von der Shoah erfuhr, oder ob der Staat Israel, wäre er früher gegründet worden, die späteren sechs Millionen Opfer hätte aufnehmen können. Segev beschreibt auch das Ausmass von Ben Gurions Konflikt mit Chaim Weizmann und die irrationale Ablehnung seines Nachfolgers Levi Eshkol sowie die Einsamkeit und Denkschwäche seiner letzten Jahre. Ben Gurion war überaus belesen und befasste sich zum Beispiel mit griechischer Philosophie, dem Buddhismus und mit Spinoza. Er hatte aber zugleich eine sehr unklare Beziehung zur jüdischen Identität und Tradition. In den fünfziger Jahren bat er jüdische Rabbiner und Gelehrte um eine Definition der Frage „Wer ist Jude?“. Die Antworten wurden 1965 in dem von Segev nicht erwähnten Buch von Baruch Litvin *Jewish Identity. Modern Responsa and Opinions* veröffentlicht. Segevs Buch beschreibt die komplexe Entstehungsgeschichte des Staates Israel durch das Prisma der Biographie ihres Staatsgründers. Es ist mit den vielen neu zugänglichen und eingearbeiteten hebräischen Quellen ein wichtiger Beitrag der israelischen Geschichtsschreibung.

Evelyn Adunka




**Bürgermeister
LAbg. Martin Schuster**

wünscht namens der Marktgemeinde Perchtoldsdorf allen jüdischen Mitbürgerinnen und -bürgern sowie der Leserfamilie des DAVID ein schönes und friedvolles Chanukkafest.



Spenden und automatisch Steuern sparen

BMF/Fotolia

 Bundesministerium
Finanzen

Spendenabsetzbarkeit – einfach automatisch

Sie brauchen Ihre Spenden nicht mehr in Ihrer Arbeitnehmerveranlagung bzw. Steuererklärung einzutragen, Ihr Finanzamt berücksichtigt sie automatisch als Sonderausgabe.

Seit 1. Jänner 2017 müssen Spendenorganisationen Ihr Finanzamt über Ihre Spende informieren. Das erfolgt durch einen automatischen Datenaustausch zwischen Spendenorganisation und Finanzamt.

Steuern sparen leicht gemacht

Die Spendenorganisation muss Ihren Vor- und Nachnamen sowie Ihr Geburtsdatum kennen, damit sie Ihr Finanzamt informieren kann. Dafür nutzen Sie bitte eine

Spenden Sie jetzt und sparen Sie dadurch ganz einfach Steuern. Ihr Finanzamt setzt Ihre Spenden automatisch als Sonderausgabe ab. Das bedeutet, Sie brauchen sich bei Ihrer nächsten Arbeitnehmerveranlagung nicht mehr darum zu kümmern.

Spendenzahlungsanweisung oder eine herkömmliche Zahlungsanweisung, auf der Sie Ihre Daten im Feld Verwendungszweck angeben. Wichtig: Die Daten müssen korrekt sein und mit den Angaben auf Ihrem Meldezettel übereinstimmen. Stimmen die Daten nicht überein, funktioniert die Datenübertragung nicht und damit auch nicht das automatische Absetzen Ihrer Spende von der Steuer.

Bei Spenden & Co profitieren

Der automatische Datenaustausch gilt nicht nur für Spenden an begünstigte Spendenorganisationen, sondern auch für:

- Kirchenbeiträge
- Freiwillige Weiterversicherung in der gesetzlichen

Pensionsversicherung

- Nachkauf von Pensionsversicherungszeiten

Datenschutz garantiert

Damit keine Fremden Zugang zu Ihren personenbezogenen Daten haben, überträgt sie die Spendenorganisation durch ein verschlüsseltes Personenkennzeichen an Ihr Finanzamt. Die rechtliche Grundlage dafür ist das Österreichische Datenschutzrecht, das besonders streng ist.

Infos auf einen Blick

Folder „Spendenabsetzbarkeit ab 1.1.2017“ zum Download:
bmf.gv.at > Publikationen

Weitere Details zur Spendenabsetzbarkeit: **bmf.gv.at/spenden**

**PRÄSENTIEREN SIE SICH
IM BESTEN LICHT!**

EFFIZIENTE LED-LÖSUNGEN VON 

JETZT GRATIS
ENERGIEKOSTEN KALKULATION

Favoritenstrasse 70 office@orangeled.at
A-1040 Wien Tel: +43 1 243 43 43
www.orangeled.at Fax: +43 1 243 43 43 99

**BIST DU BEREIT FÜR
DIESES ERLEBNIS?**

Spiel, um's herauszufinden.



Verbraucherinfos auf spiele-mit-verantwortung.at und in allen Casinos (18+)

ServiceLine: +43 (0)1 534 40 50 casinos.at



In fordernden Zeiten sind Sicherheit und lebendige Gemeinschaft besonders wichtig. Wir in Niederösterreich schätzen es sehr, wenn Religion und Kultur das Leben der Menschen bereichern und einen positiven Beitrag für das Miteinander im Land leisten.

Das Chanukka-Fest ist nicht nur ein bedeutendes Fest für die jüdische Gemeinde, sondern ein starkes Signal für's ganze Land. Es zeigt, wie wichtig Familie, Freunde und das Leben in einer Gemeinschaft sind, die Heimat gibt und Sinn stiftet.

In diesem Sinne wünsche ich der jüdischen Gemeinde zum Chanukka-Fest alles Gute!

J. Mikl-Leitner

Landeshauptfrau Johanna Mikl-Leitner
und die Volkspartei Niederösterreich



»Die Widerständigkeit einer Frau«

Ruth Steindling und Claudia Erdheim: Vilma Steindling. Eine jüdische Kommunistin im Widerstand. Mit einem Nachwort von Anton Pelinka
 Wien: Amalthea Verlag 2017
 244 Seiten, zahlreiche Abbildungen, gebunden
 ISBN 978-3-99050-067-5
 Auch als E-Book erhältlich (ISBN/EAN 9783903083523, EPUB, Euro 17,99)

Zum Buch: Gemeinsam mit Claudia Erdheim schildert Ruth Steindling das bewegte und couragierte Leben ihrer Mutter Vilma, die am 4. August 1919 als Vilma Geiringer in eine arme jüdische Familie geboren wird. Der Vater stirbt, als das Mädchen drei Jahre alt ist, und nachdem die Mutter schwer erkrankt, kommt Vilma mit acht Jahren ins jüdische Waisenhaus im 19. Bezirk. Im Alter von Dreizehn verliert sie auch die Mutter. Nach der Hauptschule will sie eigentlich Krankenschwester werden, da dieser Beruf erst ab dem 18. Lebensjahr möglich ist, absolviert sie eine Lehre als Modistin. Bereits früh entwickelt Vilma eine soziale Ader und engagiert sich im Kommunistischen Jugendverband, wo sie ihren späteren Lebensgefährten Arthur Kreindel kennenlernt. Ihm folgt sie 1937 ins Pariser Exil. Nach der Besetzung Frankreichs durch Hitlerdeutschland engagiert sie sich in der sogenannten »Mädalarbeit« der Résistance. Als sie 1942 denunziert und verhaftet wird, wird sie ins KZ Auschwitz überstellt. Sie überlebt den Todesmarsch ins KZ Ravensbrück, wo sie vom schwedischen Roten Kreuz befreit wird. Im Herbst 1945 kehrt Vilma nach Wien zurück und erfährt erst jetzt, dass ihr Lebensgefährte Arthur in Dachau ermordet worden ist. Vilma ist nun völlig auf sich gestellt, obdachlos und ohne Arbeit. Sie sucht Hilfe bei der Kommunistischen Partei, deren Mitglied sie wird. Während ihrer Ausbildung zur Fürsorgerin lernt sie Adolf Steindling kennen, mit dem sie zwei Töchter hat. Nach dem Einmarsch der Sowjets in die Tschechoslowakei tritt sie 1968 enttäuscht aus der KPÖ aus.

In seinem Nachwort schreibt Anton Pelinka: „Vilma Steindlings Leben zu schildern, zu analysieren – das ist die Aufgabe dieses Buches: Festzuhalten waren die Widerständigkeit einer Frau, ihr Lebenswille, ihre Sehnsucht nach einer zukunftsweisenden politischen Botschaft. Alles das findet sich in diesem Buch. Und wir verstehen, wie wichtig das Leben dieser Frau war – weil dieses Leben das Leben ihrer Kinder und Kindeskinde prägt; und weil dieses Leben aufzeigt, was es bedeutet, in einer Welt jenseits konstruierter »Normalität« zu leben.“

Zu den Autorinnen:

Ruth Steindling: geboren 1950 in Wien, absolvierte in Wien das Lehramt in Romanistik. Sie unterrichtete an Gymnasien in Wien und Nizza, war als Deutschlektorin an den Universitäten Brest, Cremona und Mailand sowie als freie Übersetzerin im In- und Ausland tätig. Ruth Steindling ist Mutter von zwei Söhnen und lebt in Wien.

Claudia Erdheim: geboren 1945 in Wien, studierte Philosophie und Logik in Wien, München und Kiel und unterrichtete viele Jahre als Lehrbeauftragte an der Universität Wien. Seit 1984 freie Schriftstellerin. Sie veröffentlichte zahlreiche Romane und Kurzgeschichten sowie Fotobände über Russland, Lemberg und das Leben im galizischen Stetl. Sie erhielt mehrere Preise und Stipendien für ihr schriftstellerisches Werk.

Monika Kaczek



Bis sie sich endlich von Jerusalem in den Arm nehmen lässt

Gundula Schiffer: Jerusalem – Köln. Süden über meinem Buch. Poesie & Liebes-Psalmen
 Frankfurt am Main: Grössenwahn Verlag 2017
 107 Seiten, gebunden, Illustrationen von Marti O'Sigma
 Euro 17,40
 ISBN 978-3-95771-142-7
 (ISBN/EAN2244024036371, EPUB; Euro 12,99)

Zur Autorin: Gundula Schiffer, die 1980 in Bergisch Gladbach geboren wurde, studierte Komparatistik, Kunstgeschichte und Philosophie in München. Anschliessend widmete sie sich der hebräischen Sprache und übersetzte zahlreiche Werke aus dem Französischen, Englischen und Hebräischen, wie zum Beispiel den Gedichtband *Zu Deiner Frage* (2015) der israelischen Schriftstellerin Tal Nitzan (Siehe: DAVID, Heft 108, 04/2016, <http://davidkultur.at/buchrezensionen/8222ich-traume-und-schreibe-auf-hebraisch-8220>). Gundula Schiffer lebt in Köln. Ihre Homepage: <http://www.gundula-schiffer.de/>

Zum Buch: Gundula Schiffers Buch umfasst drei Themenbereiche mit folgenden Titeln: *Jerusalemumarmt*, *Liebes-Psalmen* und *Kölner Wolken*. Der Begriff *Liebes-Psalmen* stammt aus Else Lasker-Schülers Gedicht *David und Jonathan* aus ihren *Hebräischen Balladen*.

Die Gedichte über Jerusalem sind in Hebräisch (mit hebräischen Lettern und als Transkription) und Deutsch. Welch schönen Worte findet die Autorin über die Stadt:

„in der Umarmung meiner Stadt
 Und mit der Zigarette verlicht
 Auch ein bisschen Extasy
 Und die Nacht hat neben Wärme
 Gedeckter Tische leuchtender Menschen
 auch die Kälte die bläst sich auf Schwimmweste
 Einer Schiffbrüchigen treibend im finstren Meer
 zwischen Köln und Jerusalem
 zwei ungeheuren Heimaten miteinander
 im Rosenkrieg“

Der Schriftsteller und Verleger Adrian Kasnitz in seinem Vorwort: „Wie die Weberschiffchen fliegen die Verse von Gundula Schiffer zwischen den Sprachen hin und her. Da ist das Hebräische, aus dem sie übersetzt, da ist das Deutsche, in dem sie dichtet. (...)“ Die Dichterin „setzt mit ihrem Weberschiffchen über das offene Meer. Bis sie sich endlich von Jerusalem in den Arm nehmen lässt.“

Monika Kaczek



DER
 SPÖ LANDTAGSKLUB
 SALZBURG
 WÜNSCHT EIN FRIEDLICHES
 CHANUKKAFEST!



Mathematische Probleme im Schottischen Café, Fleckfieber und Nazis

Lutz C. Klevevan

Lemberg. Die vergessene Mitte Europas

Berlin: Aufbau Verlag 2017

315 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag, Euro 24,70 (AT)

ISBN 978-3-351-03668-3

Lutz Klevevan beginnt sein immens spannendes, informatives, bedrückendes Buch mit einem Prolog: 1990 reisen die Lemberger das Lenin-Denkmal vor der Oper von seinem Rotgranit-Sockel. Der Sockel zerbricht und unter der Granitschicht kommt Lembergs vergessene Vergangenheit zum Vorschein: jüdische Grabsteine, *mazewot*, die von jüdischen Zwangsarbeitern zu Brocken zerschlagen werden mussten. Die Jubelstimmung ist dahin. „Mehr als 25 Jahre sind seit jenem Tag vergangen, aber noch heute liegt Lembergs Geschichte unter dickem Zement.“ In Lemberg „lässt sich das Drama Europas im 20. Jahrhundert verdichtet nachspüren“. Obwohl reflexartig in Europas Osten verortet, liegt die Stadt rein geografisch betrachtet in der Mitte. Und über diese Mitte fegte die Geschichte unerbittlich hinweg, Herrschaften, Staaten, Zugehörigkeiten, Unterdrückungen wechseln – zwischen 1914 und 1990 gleich sieben Mal. In einer solchen Stadt dürfe „man sich nicht nur auf Blick und Gehör verlassen“, liest Klevevan bei Adam Zagajewski, „man muss auch die Vorstellungskraft bemühen“.

Das nimmt sich Klevevan zu Herzen. Erst einmal recherchiert er so gründlich, es geht – in wissenschaftlicher Literatur genauso wie in Tagebüchern; je näher er der Gegenwart kommt, auch durch Gespräche mit Zeitzeugen –, dann aber versucht er, das Gelesene in der Stadt zu entdecken, beginnend bei der Herrschaft der Habsburger über den Ersten Weltkrieg, die sowjetische und die Naziherrschaft bis zu Juri Golub, einem 1991 geborenen, 2014 im Krieg gefallenen Infanteristen, der den ehemals notgedrungen professionell unemotionalen Klevevan unversehens zwingt, Mitleid zu empfinden.

Klevevan will ein Bild Lembergs wiederherstellen, ein zerstörtes Mosaik zusammensetzen, und kämpft dabei mit verschiedensten Schwierigkeiten. „In Lemberg gibt es drei kollektive Gedächtnisse, die wenig miteinander gemein haben“, muss er feststellen: ein polnisches, ein ukrainisches, ein jüdisches. Jedes dieser Gedächtnisse hat zudem ungeheure Lücken, an vieles will man sich nicht erinnern: „Welche Pogrome?“

Gäbe es nicht diese inspirierenden Kapitel über die Lemberger Blüte der Mathematik unter der Federführung von Genies wie Stefan Banach, Stanislaw Ulam oder Stanislaw Mazur und über die Lemberger Moderne, die sich im Café Atlas abspielte, wäre es ein wirklich deprimierendes Buch. Quer durch das ganze 20. Jahrhundert geraten die Lemberger von einer Katastrophe in die nächste, jede Befreiung wird neuer Schrecken. „Eigentlich wollte ich vor allem darüber schreiben, wie die Lemberger gelebt hatten, und nicht darüber, wie sie gestorben waren“, ringt Klevevan mit seinem Buch, und mit ihm ringt der Leser. Verstört schliesst man das Buch; man hat mehr über Europa, vielleicht über den Menschen an sich erfahren, als man wissen wollte.

Bernd Schuchter



Gedenken an die Massenmorde an ungarisch-jüdischen Zwangsarbeitern im Burgenland

Dine Petrik: Stahlrosen zur Nacht. Strophen eines Romans. Hg. v. Richard Pils.

Wien: Verlag Bibliothek der Provinz 2018.

161 Seiten, keine Abbildungen, Euro 18,00

ISBN: 978-3-99028-733-0

Mit ihrem Roman legt Dine Petrik eine beklemmende Bestandsaufnahme der burgenländischen Befindlichkeiten, wenn es um die Auseinandersetzung mit einem der dunkelsten Kapitel der Geschichte der Region geht, vor. Kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs wurden an mehreren Orten massenweise ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter erschossen. Ihre Gräber konnten bis heute nicht gefunden werden. Jahrzehntlang hüllte sich ein ganzer Ort, Rechnitz, in Schweigen. Erst in den vergangenen Jahren entstand ein eindrucksvolles Mahnmal beim *Kreuzstadel*, einem der Schauplätze der Massaker, für das der Initiative um Paul Gulda nicht genug gedankt werden kann. Heute informieren auch Tafeln mit Texten und Fotos auf einem *Weg der Erinnerung* durch das jüdische Rechnitz über die einstige, zwischen 1938 und 1945 enteignete, vertriebene und ermordete jüdische Bevölkerung. Der Bürgermeister persönlich öffnet den jüdischen Friedhof für Besucher und erklärt die heutige, aufgeschlossene Einstellung der Ortsgemeinde.

Wer in einer kleinen burgenländischen Dorfgemeinschaft während des Zweiten Weltkriegs und nach 1945 aufgewachsen ist, hatte, wenn man dem Roman und seinen alptraumhaften Szenen folgt, gar keine andere Wahl, als sich unter anderem mit dem Schicksal jener Menschen, die auf sogenannten *Todesmärschen* auch durch diesen Ort kamen, auseinanderzusetzen, und sei es auch nur mit jenem verstörenden Schweigen, das die Gräueltaten beharrlich umgab. Die Verbrechen an den Juden waren keine Einzeltaten, ebenso wenig wie die massenweise Vergewaltigung der Frauen in den Ortschaften durch russische Soldaten im Gefolge des Kriegs. Die Frauen, bereits traumatisiert durch Missbrauchs-Erfahrungen in ihren eigenen Familien, waren der männlichen Gewalt wieder und wieder ausgesetzt, zur selben Zeit auch noch trauernd um ihre im Krieg gefallenen Angehörigen.

Das Hoffen auf die Rückkehr des verschollenen Vaters wird gebrochen durch die Einsicht, dass dieser ein bekennender Nationalsozialist war. Dann schält sich ein Zusammenhang zwischen dem Vater und der *Serbenhalle* (diese ist auf dem Buchcover abgebildet) im Wiener Neustädter Aussenlager des KZ Mauthausen heraus, wo der Vater bei der SS eingesetzt war. Er kommt nicht zurück. Die überlebenden Angehörigen finden sich gefangen in diffusen Schuldgefühlen.

Der psychische Druck, unter dem mindestens zwei Generationen standen und stehen, die in der Kriegszeit Erwachsenen sowie die damaligen Kinder, kommt in Dine Petriks kaskadenartigen Wort-Clustern und eindringlichen inneren Monologen beklemmend zum Ausdruck. Die Erinnerungsfetzen mäandern um den verschollenen Vater, die missbrauchenden Männer, Angst, Bedrücktheit und Verlassensein. Dine Petrik gelingt es

Zivilcourage hat einen Namen

Krems ist eine besondere Stadt und hat vieles zu bieten, Unglaubliches und viel Vergessenes. Ein bisher vollkommen Unbekannter hier Geborener heisst Ernst Neuner, er könnte zu einem Synonym für Zivilcourage werden. Ernst Neuner, geboren 1895 war das älteste von drei Kindern von Albert Neuner, der in Krems in der Schwedengasse 2 ein Modewarenhaus betrieb. Ernst war drei Mal verheiratet. Die Ehe mit Berta Kerpner, die nicht-jüdisch war, hat ihm das Leben gerettet. Gemeinsam mit seiner Ehefrau hat Ernst Neuner, der seit 1933 in Wien lebte, generalstabsmässig Verwandte und Bekannte in Theresienstadt mit Lebensmittelpaketen versorgt. Über die einzelnen Sendungen hat er penibel Buch geführt. Insgesamt finden sich 40 Personen auf seiner Liste. Am 2. November 1943 haben Ernst Neuner und seine Frau mit der Versendung begonnen, die ersten waren der 24jährige Neffe von Ernst namens Oskar Wertheimstein und seine um 2 Jahre jüngere Schwester Eva Wertheimstein. In der Liste sind auch die letzten bestätigten Sendungen vermerkt. Im Fall der Wertheimsteins wurde die letzte Sendung am 5. und 19. Juli 1944 bestätigt, trotzdem haben die Neuners auch noch bis zum 14. August 1944 Pakete geschickt.

Die insgesamt 40 Personen haben 960 Lebensmittelpakete zugeschickt bekommen. Die Versendung von Lebensmittelpaketen hat bis 9. Jänner 1945 gedauert. Das heisst in den 434 Tagen hat das Ehepaar jeden Tag im Schnitt mehr als 2 Pakete verschickt. Die Mutter von Ernst Neuner, Agnes Neuner, hat alleine 158 Lebensmittelpakete bekommen. Sie hat die nationalsozialistischen Konzentrationslager überlebt.

Robert Streibel: geboren 1959 in Krems an der Donau, Studium der Geschichte in Wien, seit 1999 Direktor der Volkshochschule Hietzing; Forschungsprojekte zu Nationalsozialismus, Judentum und Exil sowie Gedenkaktionen zu Vertreibung und Widerstand im NS-Staat. Seine beiden dokumentarischen Romane „April in Stein“ (2015) und „Der Wein des Vergessens“ (2018) sind im Residenz Verlag erschienen.

Von uns empfohlene Bücher:



Jüdische Familien im Waldviertel in Niederösterreich

Friedrich Polleroß (Hrsg.): Jüdische Familien im Waldviertel und ihr Schicksal (= Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes 58), Waidhofen an der Thaya: 2018
704 Seiten; zahlreiche Farb- und SW- Abbildungen, Hardcover; Euro 29,00
ISBN: 978-3-900708-33-7
Erhältlich über die Website www.daswaldviertel.at oder im Buchhandel.

1996 publizierte der Kunst- und Zeithistoriker Friedrich Polleroß das Buch: *Die Erinnerung tut zu weh – Jüdisches Leben und Antisemitismus im Waldviertel*. Nunmehr ist

mit fast doppeltem Druckumfang eine gewichtige Nachfolgepublikation erschienen. Der Band wurde am 27. Mai 2018 als Begleitpublikation zur gleichnamigen Sonderausstellung des „Ersten österreichischen Museums für Alltagsgeschichte“ in Neupölla präsentiert.

Das berufliche Spektrum der insgesamt 15 Autorinnen und Autoren reicht von der Hauptschullehrerin zum Universitätsprofessor, von der Künstlerin zum Gemeindegemeinsekretär. Bei den Orts- und Familiengeschichten wurden folgende Orte berücksichtigt: Brunn an der Wild, Eggenburg, Gars am Kamp, Gmünd, Heidenreichstein, Horn, Krems an der Donau, Langenlois, Litschau, Neupölla und Pfaffenschlag. Unter den Autoren finden sich auch zwei Emigranten bzw. Nachkommen von betroffenen Familien: Tom Biegler und Helen Rupertsberger-Knopp, die zum Teil aus eigenem Erinnern zu ihren Familien in Neupölla und Litschau beitragen konnten.

Die Publikation steht im Lichte des Gedenkjahres 1938-2018. Der Schwerpunkt der Beiträge liegt auf der Geschichte der Familien. Dabei konnten natürlicher Weise Antisemitismus, die Shoah und ein Blick auf die Täter nicht ausgeklammert werden. Zudem hat das Waldviertel bekanntlich die rabiatesten Antisemiten aufzubieten: Georg Ritter von Schönerer und Adolf Hitler. Der Einleitungsbeitrag des Herausgebers *Juden und Antisemiten im Waldviertel im Waldviertel. Zum Stand der Forschung* bietet ausführlich auf 124 Seiten nicht nur einen Überblick über den Forschungsstand der letzten 30 Jahre, Polleroß thematisiert vielmehr jüdisches Lebens im Waldviertel von der frühen Neuzeit bis zur NS-Zeit, Migrationen, Emigration und Antisemitismus bis in die Gegenwart. Christoph Lind, Mitarbeiter des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs (St. Pölten), bringt nicht nur biographische Skizzen von Rabbinern, sondern thematisiert auch deren wirtschaftliche Stellung und erläutert Regulative des religiösen Gemeindelebens. Die anschließenden Orts- und Familiengeschichten dokumentieren das reiche jüdische Alltags- und Wirtschaftsleben des Waldviertels. Die Beiträge stehen auf einer breiten Quellenbasis: Berichte und Interviews, Zeitungsausschnitte, Statistiken, Stammbäume, zahlreiche Bildquellen und Dokumente im Faksimile, deren Originale Grossteils aus Privatbesitz, teils aus der *Sammlung Polleroß*, teils aus öffentlichen Archiven stammen. Die Dokumente sind von einer solchen Vielfalt, dass der Band als Quellenkunde zur regionalen Genealogie und Landesgeschichte dienen könnte. Die umfangreiche, gut ausgestattete, reich bebilderte Publikation ist ansprechend, informativ und dem Anlass mehr als angemessen.

Friedrich Polleroß, geb. 1958 in Horn (NÖ), aufgewachsen in Neupölla (NÖ), Gymnasium und Matura in Horn, Studium der Kunstgeschichte und Geschichte an der Universität Wien, 1986 Dissertation zum Thema „Das sakrale Identifikationsporträt“, seit 1988 Lektor mit Lehrauftrag am Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien, seit 1993 Leiter der dortigen Diasammlung, seit 2011 zudem Leiter des Institutsarchivs und Erasmusbeauftragter. Polleroß ist Vizepräsident des Instituts für die Erforschung der Frühen Neuzeit in Wien, Vorstandsmitglied des Waldviertler Heimatbundes (WHB), Redaktionsmitglied der Zeitschrift „Das Waldviertel“ und Leiter des „Ersten österreichischen Museums für Alltagsgeschichte“ in Neupölla. Zahlreiche Publikationen zur Barockkunst in Österreich, zur habsburgischen Repräsentation und zur Geschichte des Waldviertels. Polleroß erhielt 1984 und 1993 den Anerkennungspreis des Landes Niederösterreich für Wissenschaft.

Krems und der „Wein des Vergessens“ Die Juden: eine fast dreissigjährige Spurensuche

Robert STREIBEL

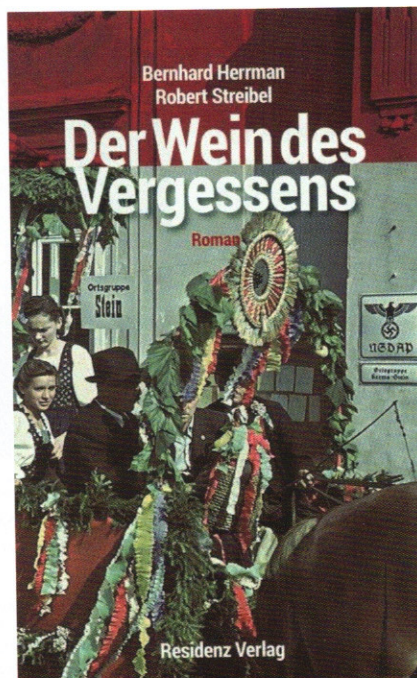
Krems ist eine besondere Stadt, das Zentrum der „deutschen Wachau“ wie es in einem Lied 1937 des Komponisten Heinrich Strecker heisst. Der Nibelungengau beschwört „hehre“ Zeiten. „Wach auf deutsche Wachau“. Krems ist die Stadt, wo der „Arierparagraph“ bei einem deutschen Turnfest im 19. Jahrhundert zum ersten Mal zur Anwendung kam, Krems ist die erste Stadt mit einem nationalsozialistischen Bürgermeister 1928, die Stadt, wo nach einem Attentat auf christlich-deutsche Turner die NSDAP in Österreich verboten wurde, Krems war das Zentrum der illegalen Bewegung und nicht zuletzt war Krems die Gauhauptstadt von Niederdonau.

Nach der Befreiung und den zehn Jahren Besatzungszeit durch die Sowjets zeigte Krems mit der Bürgerliste Dr. Wilhelm wie erfolgreich Nazis im öffentlichen Leben wieder Fuss fassen können. Kein Wunder also, dass die erste Wiedersehensfeier der *Stalingradkämpfer* in Krems 1959 stattfand und in diesem Zusammenhang auch das einzige Denkmal für einen General der *Deutschen Wehrmacht* errichtet wurde. Krems ist auch jene Stadt wo ein Bürgermeister es zu Wege brachte, zwei Mal Bürgermeister zu sein, einmal in der Nazi-Zeit und einmal in den 70er Jahren. Nach diesem Bürgermeister Dr. Max Thorwesten hat die Stadt auch ein Seniorenheim benannt. Im Alter hat dieser Politiker noch vom „grossen Baumeister Adolf Hitler“ geschwärmt. Ein Gesamtkunstwerk, wenn in Rechnung gestellt wird, dass Demenz eine Krankheit von SeniorInnen ist.

Die christlich-germanischer Grundlage

Krems gehört aber auch zu einer der ersten Städte, wo Juden im 12. Jahrhundert sich angesiedelt hatten, Krems war für die Juden kurze Zeit bedeutender als Wien oder Wiener Neustadt. Die Geschichte des Judentums ist von Pogromen gekennzeichnet, so auch in Krems. Nach der letzten Vertreibung der Juden aus der Stadt 1670 kamen jüdische Händler nur mehr zu Wochenmärkten und erst Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgte ein Zuzug in die Stadt. Während der bürgerlichen Revolution 1848 wurden die Juden abermals aus der Stadt vertrieben, doch

die Etablierung einer jüdischen Gemeinde machte wenige Jahre später grosse Fortschritte. Auch im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert gehörte der Antisemitismus zum Alltag der jüdischen Familien. Im Streit um die Errichtung einer Synagoge meinte der Gemeinderat und Rechtsanwalt Dr. Hans Stingl 1892: „Wir fussen auf christlich-germanischer Grundlage (...) Wir und meine Genossen beachten die Freiheiten des Bekenntnisses und halten diese Freiheit wie Kaiser Josef hoch (...) Gleichzeitig wehre ich mich aber entschieden dagegen, dass städtischer Grund zum Bau eines jüdischen Tempels hinangegeben werde (...) Ich bin drei Jahre in Krems und verfolge die Entwicklung der Stadt, aber eine solche Judenstadt war Krems noch nie. (...) Sie wissen ja ferner, was die religiösen Bräuche der Juden für ein Geschrei verursachen, wollen Sie nun, dass in der Ringstrasse sich dieses erhebe? (...) Ich hasse keinen Juden, aber ich sage, der Boden ist christlich-germanisch und da hat kein Jude etwas zu schaffen.“ Dass der Sohn dieses Abgeordneten, Dr. Hermann Stingl der erste Bürgermeister kurz nach dem sogenannten „Anschluss“ im März 1938 war, zeigt die familiären Kontinuitäten im deutschnationalen Lager. Für den Grabstein von Dr. Hermann Stingl auf dem Friedhof in Krems hat die Familie eine Goethe-Zeile gewählt: „Aber hinter dem Wechselnden steht ein Ewiges“. Haben die Ewiggestrigen doch eine Zukunft?



Die Synagoge von Max Fleischer wurde 1894 eingeweiht. Da Krems ein besonderer Ort ist, fand das Novemberpogrom hier bereits im September 1938 statt, als die Juden der Stadt zum Gaudium von Schaulustigen gezwungen wurden, den Tempel zu räumen. Auch in den 1980er Jahren formulierte es eine angesehene Gattin eines Arztes so: „Natürlich sind wir hingegangen wie der Tempel geräumt wurde, unseren Nachbarn David Rachmuth haben sie ja auch geholt, wir wollten ein Mal sehen wie er was arbeiten muss.“ Der Tempel überlebte die NS-Zeit als Lager. Beim Bombenangriff auf Krems am 2. April 1945 wurden alle Häuser Richtung Bahnhof zerstört, die Synagoge war das erste unzerstörte

Eine taffe Frau und beeindruckende TV-Journalistin.

Elizabeth. T. Spira zum 76. Geburtstag

Christoph TEPPERBERG

Zum heurigen Chanukkafest vollendet die populäre österreichische TV-Journalistin Elizabeth T. Spira ihr 76. Lebensjahr. Als Produzentin und Moderatorin des ORF erfreut sich Spira bis heute grosser Beliebtheit, erntet aber auch Kritik und Widerspruch.

Elizabeth Toni Spira wurde am 24. Dezember 1942 als Tochter des österreichisch-jüdischen Emigranten Leopold Spira (1913-1997) im schottischen Glasgow geboren. Der Kommunist und jüdische Intellektuelle Leopold Spira hatte bei den *Interbrigaden* am spanischen Bürgerkrieg teilgenommen und wurde vom *Ständestaat* für fast ein Jahr interniert. Danach flüchtete er vor den Nazis ins Exil nach Grossbritannien und heiratete dort 1940 Eva Spira geb. Zerner, sodass ihre beiden Töchter Elizabeth und Margaret in Glasgow zur Welt kamen. Auch ihre Vornamen „Elizabeth“ und „Toni“ verdankt die nachmalige TV-Journalistin dem Exil: „Elizabeth“ stammt von der damaligen britischen Thronfolgerin und späteren Königin Elizabeth (II.), „Toni“ war der Deckname ihres Vaters in der Illegalität.

1946 kehrte die junge Familie nach Wien zurück. Ihre Wohnung war immer noch „arisiert“, daher logierten sie in der ersten Zeit im Hinterzimmer eines KPÖ-Parteilokals. Nach der Volksschule besuchte Elizabeth das Gymnasium Stubenbastei und steht somit in einer langen Reihe bedeutender Absolventen wie Hugo Bettauer, Karl Kraus, Paul Wittgenstein, Leopold Lindtberg, Hilde Spiel, Hans Habe, Otto Schenk, Friedrich Gulda, Günther Nenning und nach ihr Susanne Scholl. Darauf absolvierte Elizabeth das Studium der Publizistik an der Universität Wien, das sie 1972 mit ihrer Promotion zum Dr. phil. abschloss. Das Thema ihrer Doktorarbeit: „Politische Information in den Massenmedien: demokratischer Anspruch und Wirklichkeit. Eine inhaltsanalytische Untersuchung der österreichischen Tageszeitungen am Beispiel der Arbeiterkammerwahlen 1969“.

1972 begann Spira ihre journalistische Laufbahn beim linksliberalen Wochenmagazin „profil“. 1973 wechselte sie als TV-Redakteurin zum ORF und gehörte dort von 1974 bis 1984 zum Redaktionsteam der Dokumentarfilmreihe „teleobjektiv“. Spira nennt

Claus Gatterer (1924-1984), den verantwortlichen Leiter der Sendereihe, ihren wichtigsten journalistischen Lehrmeister. Durch die junge, ambitionierte, neugierige und klug beobachtende Journalistin erlebte der ORF so manche Sternstunde des politischen Fernsehens: ob Recherchen über Ausländer, Roma, Antisemitismus, die Fristenlösung, Arbeitsplätze oder den Kärntner Ortstafelkonflikt, Elizabeth Spira nahm sich kein Blatt vor den Mund. Ständig auf der Suche nach der Wahrheit zu heiklen Themen eckte sie immer wieder an. Ein kritischer Bericht über die damalige SPÖ Burgenland unter Theodor Kery (1918-2010) brachte die taffe Journalistin beim ORF an den Rand des Rauswurfs.



Foto: Roman Zach-Kiesling. ORF, mit freundlicher Genehmigung.

Nach Einstellung der TV-Sendung „teleobjektiv“ schuf Spira 1985 mit der Dokumentarfilmreihe „Alltagsgeschichte“ ihr eigenes Sendeformat. In den Jahren 1985-2006 wurden von dem Format 60 TV-Episoden gedreht. Markant und unvergessen bleiben die Geschichten „Das kleine Glück im Schrebergarten“ (1992), „Am Würstelstand“ (1995) und „Donauinsulaner“ (1996). Zu dem Format entstand 1998 sogar eine Diplomarbeit an der Universität Wien. Die Episode „Am Stammtisch“ (1988) wurde erst am 28. August 2016 im vollen Länge ausgestrahlt. Grund für die Verzögerung waren menschenverachtende und antisemitische Aussagen von einigen der gefilmten Personen, ausgelöst durch die Affäre um den damals international geächteten Bundespräsidenten Kurt Waldheim (1918-2007). Elizabeth T. Spira, die kämpferische Jüdin, hatte 1988 auf einer ungekürzten Ausstrahlung der heiklen Passagen bestanden und wurde dafür sogar kurzzeitig beurlaubt.

1997 startete sie ihre nunmehr seit 22 Jahren erfolgreich laufende Doku-Soap „Liebesg'schichten und Heiratssachen“. Das Erfolgsformat für Partnersuche verzeichnet bis heute beachtliche Einschaltquoten. Für ihre Sendungen wählt Spira mit ihrem Team recht verschiedenartige Personen aus, die sich für „ein Glück zu zweit“ bereit wöhnen und dreht dazu vor Ort sehr persönliche Features. Die stets schwarz gekleidete Spira mit ihrer unverkennbaren ruhigen, dunklen Stimme hat eine spezifische Begabung: sie wirkt beruhigend auf ihr Gegenüber, vermittelt den Interview-Partnern ein Gefühl der Vertrautheit.

1997 startete sie ihre nunmehr seit 22 Jahren erfolgreich laufende Doku-Soap „Liebesg'schichten und Heiratssachen“. Das Erfolgsformat für Partnersuche verzeichnet bis heute beachtliche Einschaltquoten. Für ihre Sendungen wählt Spira mit ihrem Team recht verschiedenartige Personen aus, die sich für „ein Glück zu zweit“ bereit wöhnen und dreht dazu vor Ort sehr persönliche Features. Die stets schwarz gekleidete Spira mit ihrer unverkennbaren ruhigen, dunklen Stimme hat eine spezifische Begabung: sie wirkt beruhigend auf ihr Gegenüber, vermittelt den Interview-Partnern ein Gefühl der Vertrautheit.

Frank JÖDICKE

Die US-amerikanische Radiomacherin, Tonkünstlerin und Soziologin Karen Werner gibt DAVID Einblick in ihre Arbeit. Für sie ist das Hören von Klängen, die Wahl von Wörtern und der gesamte Akt der Kommunikation ein zusammenhängender Prozess, der in seiner abgründigen Komplexität sowohl wissenschaftlich, als auch poetisch verstanden werden sollte.

Das Gespräch mit Karen Werner fand anlässlich ihrer Installation »Haus« in der Wiener Galerie MAG3 statt. Gegenstand der Ausstellung war jenes Haus in der Novaragasse im zweiten Wiener Gemeindebezirk, in dem die Urgrossmutter der Künstlerin gelebt hat und das während des Zweiten Weltkriegs von den Nazis beschlagnahmt wurde.

DAVID: Fangen wir mit einer komplizierten Frage an. Ein Astrophysiker sagte einmal, wir können im Weltraum nur sehen, was wir sehen sollen. Die Arbeit »Resonance 1« scheint hiervon zu handeln, von bestimmten Dingen, die jenseits unserer Wahrnehmungsfähigkeiten existieren, die wir nicht verstehen können, die aber dennoch unser Leben beeinflussen.

Karen Werner: Mhhh. (Pause) Oh, ich soll dazu Stellung beziehen, nicht wahr? (lacht)

DAVID: Das wäre nett.

Karen Werner: Es stimmt, bei »Resonance« ging es wirklich um diese Beziehung, die Hörbarkeit erst möglich macht. In vielerlei Hinsicht ist dieser Gedanke relevant für die Erfahrung dieser Ausstellung »Haus«. Mein Verständnis von Wien besteht darin, dass es eine Stadt ist, die nicht die Fähigkeit hatte, etwas von seiner Geschichte zu hören ... Ungefähr bis vor etwa einem Jahrzehnt, als man begann, an der eigenen Geschichte des Holocaust zu arbeiten. Man fing an gewisse Vermutungen anzustellen, mit der Geschichte zu ringen und sich mit dieser Nachbarschaft gewisser Geister auseinanderzusetzen. Jetzt gibt es einen Resonanzraum für diese besondere Geschichte. Im Grunde versuche ich eine Klanglandschaft zu erschaffen, die viel Resonanz in sich trägt. Es ist ein wenig so, als würde man buchstäblich das Haus in dieser Arbeit hören. Es geht um die Klänge im Haus, aber auch um das Haus, in dem die Klänge liegen und das von den Schallwellen getroffen wird.

DAVID: In der Arbeit »Laws of Lost and Found Objects« versuchen Sie mit Ihrer Urgrossmutter in Kontakt zu kommen. Das ist ein sehr bewegendes Stück, in dem Sie erkennen, dass Sie Ihre Verwandten während der Shoah nicht verloren haben, sondern dass sie Ihnen gestohlen wurden. Die Arbeit scheint ein Versuch zu sein, Verbindung aufzunehmen. In dem Stück rufen sie ihre Mutter telefonisch an. Ganz offensichtlich können Sie das tun, weil sie noch lebt. Aber es erscheint wie

eine Metapher, als ob Sie mit tieferen Schichten der Existenz in Kontakt kommen wollten, indem Sie geradezu die unbewussten Teile Ihrer Mutter oder Ihrer Familie anrufen. Bis zu einem gewissen Grad gelingt ihnen das auch, weil das Verdrängte plötzlich innerhalb der Arbeit auftaucht. Habe ich Recht mit dieser Interpretation?

Karen Werner: Ja! Ganz sicher. Ihre Interpretation von »Resonance« war auch sehr schön. Es ist sehr bewegend zu erleben, dass jemand so genau zugehört hat. Also, vielen Dank dafür. ... Ich würde sagen, ein verwandtes Thema ist die Anerkennung der Distanz. Die Telefonleitung ist auch eine Metapher für das Getrenntsein. Aber wir können uns verbinden, auch wenn unsere Körper nicht beisammen sind. Und vielleicht sogar dann, wenn sie nicht mehr am Leben sind. Jede elektronische Aufnahme oder Aufzeichnung ist eine Art mit Körpern zusammen zu sein, die es nicht mehr gibt. Es gibt viel Leben und Nicht-Leben unmittelbar beieinander in dem Medium selbst. Zu versuchen, sich zu verbinden und nicht aufzugeben es zu versuchen, das scheint mir eine wunderbare Art zu Leben zu sein. Sich zu sensibilisieren und zu versuchen auf die grösstmögliche Weise zu hören.

DAVID: Darin scheint auch ein spiritueller Sinn verborgen zu sein. Für die Arbeit »Laws of Lost and Found Objects« lesen Sie zum ersten Mal in Ihrem Leben den Talmud und verwenden ihn sogleich kabbalistisch, indem Sie die erste Seite benutzen, die Sie zufällig aufgeschlagen haben.

Karen Werner: Sie haben Recht!

DAVID: Sie sind Buddhistin geworden, aber es scheint, dass jüdisches Leben und Tradition immer noch wichtig für Sie sind.

Karen Werner: Ja, keine Frage. In den USA sind einige buddhistische Kreise auch ziemlich jüdisch. Meine Zen-Lehrerin war selbst die Tochter eines Holocaust-Überlebenden. Ich habe gar nicht über meine zufällige Verwendung des Talmuds als etwas Kabbalistisches nachgedacht. Da ist dieses Etwas, das mir wie eine spirituelle Unterfütterung erscheint – was immer das bedeuten mag. Für mich bedeutet es eine tiefe, tiefe Verbindung. Eines der grössten Geschenke, die ich von der Zen-Praxis bekommen habe, ist die Vorstellung, dass die einzige Sünde die Trennung ist. Sich trennen von der Welt um uns herum, von anderen Menschen, von unserem eigenen Leiden, unserer Schönheit und der Schönheit anderer Menschen. Davon getrennt zu werden ist schlimm und es gilt eine Praxis zu finden, die dem entgegenwirkt. Zufälligerweise bin ich in einem jüdischen Haus aufgewachsen. Ich hatte eine sehr jüdische Mutter. Ich kann also nicht anders, bestimmte Aspekte des Judentums sind immer um mich herum. Wie beispielsweise die Liebe zur Interpretation

Totengedenken in Graz

Manfred OSWALD

Am 31. Oktober 2018 wurde vom Militärkommando Steiermark das alljährliche Totengedenken mit Kranzniederlegungen des Landeshauptmannes von Steiermark, des Bürgermeisters der Landeshauptstadt Graz und des Militärkommandanten von Steiermark beim Denkmal für die jüdischen Frontkämpfer im Ersten Weltkrieg am jüdischen Friedhof in Graz durchgeführt.

An der Gedenkveranstaltung nahmen zahlreiche Personen von unseren Religionsgemeinschaften, aus der Politik und dem Österreichischen Bundesheer teil, darunter: Angehörige der Israelitischen Kultusgemeinde mit ihrem Präsidenten Kultusrat MMag Elie Rosen, dann Hermann Schützenhöfer, Landeshauptmann der Steiermark, Mag. Siegfried Nagl, Bürgermeister der Landeshauptstadt Graz und Brigadier Mag. Heinz Zöllner, Militärkommandant von Steiermark.



Ansprache von Präsident MMag. Elie Rosen

Abordnungen der steiermärkischen Offiziersgesellschaft, der steirischen Unteroffiziersgesellschaft und des Österreichischen Kameradschaftsbundes mit den Fahnenträgern des ÖKB, des MilKdo Steiermark, der 9er Jäger (K. u. k. Feldjäger Bataillon Nr. 9) und Angehörige des Privilegierten uniformierten Grazer Bürgerkorps gaben der Gedenkveranstaltung einen feierlichen Rahmen. Die Militärmusikkapelle des Militärkommandos Steiermark sorgte für eine stimmungsvolle musikalische Untermalung.

Kultusrat Elie Rosen und Brigadier Heinz Zöllner würdigten in ihren Ansprachen das Andenken an die Gefallenen des Ersten Weltkrieges und den Ermordeten der Jahre 1938 bis 1945.

Das gemeinsame Gelöbnis im Gedenkjahr 2018 lautete:

Niemals wieder dürfen solche Verbrechen gegen die Menschlichkeit in unserem Land geschehen. Den gefallenen jüdischen Soldaten und den Ermordeten in der Zeit von 1938 -1945 wollen wir ein ehrfurchtvolles Gedenken bewahren.

Dieses Totengedenken findet seit 1995 alljährlich zu Allerseelen in Graz, der „Stadt der Menschenrechte“ statt. Als sichtbaren Ausdruck der Wertschätzung und der Verbundenheit wurden auch diesmal zum Abschluss der Gedenkveranstaltung beim jüdischen Heldendenkmal drei Kränze niedergelegt.



Landeshauptmann Schützenhöfer, Bürgermeister Mag. Nagl und Präsident Rosen; Fotos: © Jüdische Gemeinde Graz.

Judentum – Einheit trotz Vielfalt?

Teil 1

Karl E. GRÖZINGER

Das Judentum stellt sich dem Beobachter als eine überaus grosse, reiche aber zum Teil auch gegensätzliche und oft widersprüchliche Vielfalt dar, angesichts der man von innen wie von aussen sich die Frage stellte und heute in verschärftem Masse wieder stellt, worin denn das einigende alle Seiten verbindende Band besteht, das es als berechtigt erscheinen lässt, das Judentum als Einheit zu verstehen. Der folgende Gang durch die jüdische Geschichte zeigt, dass sich dieses Problem seit allen Anfängen stellte und welche durchaus unterschiedlichen Schritte man ergriffen hat, um die Einheit über der Differenz zu bewahren.

Halachische Auseinandersetzung und Einheit in der Antike – und ein Seitenblick auf die Vielfalt der Gegenwart

Ich will das Bild der Einheit, das für viele unfraglich erscheint, mit einem uralten Streit beginnen, der tief in die jüdische Geschichte zurückreicht. Im Talmud wird die folgende Episode erzählt:

»Drei Jahre stritt die Schule des Hillel mit der Schule des Schamaj. Die einen sagten, das Recht folgt unsrer Meinung und die andern sagten, das Recht folgt unsrer Meinung. Da erscholl eine Stimme vom Himmel, die rief: Diese *und* jene sind die Worte des lebendigen G'ttes, aber das gültige Recht richtet sich nach der Schule Hillels!«

Natürlich konnte diese offenbar willkürliche Entscheidung des Himmels so nicht akzeptiert werden! Wenn *beides*, so lautet der sofort erhobene Einwand – wenn beides Worte G'ttes sind, weshalb richtet sich die Halacha, also das gültige Recht, nach der Schule Hillels? Die nun folgende Antwort des Himmels ist nicht philosophisch, sondern pragmatisch. Sie lautet: Die Halacha richtet sich nach den Hilleliten, »weil sie verträglich und bescheiden waren und neben der eigenen Meinung auch die der anderen studierten, und deren Meinung sogar stets zuerst anführten« – eine wahrhaft himmlische Begründung!

Mit dieser kleinen Anekdote ist das gestellte Thema schon in seinem Kern umrissen: Das *Natürliche* ist die Vielfalt innerhalb des Judentums, sie ist unendlich gross und das reiche Programm der hierzulande jährlich veranstalteten jüdischen Kulturtage und die zahlreichen Veranstaltungen des alltäglichen jüdischen Lebens vermitteln einen guten Eindruck von dieser Vielfalt. Nicht ohne Berechtigung hört man gelegentlich die Äusserung, dass es nicht nur das *eine* Judentum gebe, sondern viele Judentümer, *aber* so muss man doch anmerken: In allen steckt dennoch das eine Wort *Judentum*.

Diese Vielfalt des Judentums hört, sieht und schmeckt man, wenn man einen Gang durch die unterschiedli-

chen jüdischen Milieus macht. Die Gerüche der polnisch-jüdischen Küche sind ganz andere als die der orientalischen. Die ostjüdische Klesmermusik klingt ganz anders als die orientalisch jüdische Musik, ganz zu schweigen von der jüdischen Musik des venezianischen Ghettos zur Zeit der Renaissance und des Barock, in der man eher Vivaldi, Bach und Händel mitklingen hört. Die Kleidung der streng frommen Juden im Jerusalemer Stadtviertel Me'ah Sche'arim trennt Welten von der Sportkleidung eines amerikanischen Reformrabbiners oder gar von den jüdisch feministischen Gemeinden Amerikas. Ganz zu schweigen von den Fussballern des Makkabi hier in der Diaspora oder in Israel. Angesichts dieser Vielfalt stellt sich die brennende Frage: Was ist es, das diese kaum überschaubare Vielfalt zusammenhält?

Man mag gegen diese Beispiele einwenden, dass die hier genannten Unterschiede alles nur Äusserlichkeiten seien, dass es aber in der Substanz, also in der Religion oder in der Philosophie nicht solche Widersprüche gab – denn Religion und Philosophie waren es doch schliesslich, die dieses Judentum zusammenhielten. Weit gefehlt! Gerade hier, wo es um das Herz des Jüdischen geht, könnte die Vielfalt und die Auseinandersetzung kaum grösser sein.

Kehren wir zurück zum Streit zwischen den beiden altrabbinischen Schulen – dieser Streit wurde durch eine Stimme vom Himmel weise entschieden und die Einheit über der Auseinandersetzung war wieder hergestellt. Die Berufung auf den Himmel zur Bewahrung der jüdischen Einheit sollte indessen nicht sehr lange andauern. Schon der Talmud erzählt in einer anderen, sehr berühmten Geschichte, dass sich die Meister im rabbinischen Lehrhaus nicht vom Himmel dreinreden lassen wollten. Wieder geht es um eine Auseinandersetzung um die Halacha, also das gültige jüdische Recht. Und wieder erschallt nach mehreren Wundern, welche die eine Seite bestätigen sollten, schliesslich eine Himmelsstimme, welche die Halacha zugunsten der einen Seite entscheiden wollte. Jetzt aber erhob sich der Widerspruch von Seiten der Gelehrten:

»Da stand Rabbi Jehoschua auf und sprach: ›sie ist nicht im Himmel‹ [Dtn 30,12]. Was heisst: ›sie ist nicht im Himmel?‹ R. Jirmeja antwortete: ›Die Tora ist bereits vom Berge Sinai her gegeben worden [und befindet sich demnach nicht mehr im Himmel]. Darum achten wir auf keine himmlische Stimme, denn bereits am Berge Sinai hast Du in die Tora geschrieben: ›Nach der Mehrheit ist zu entscheiden [Ex 23,2].‹«

Der Himmel ist damit ausgeschaltet. Er kann die Einheit nicht verbürgen. Es ist demnach die Aufgabe der Toragelehrten selbst, die Einheit des Judentums zu bewahren, oder besser gesagt, sie herzustellen. Als

Judenschutz und Hostienschändungslegenden Die „Pulkauer Verfolgung“ von 1338

Eveline BRUGGER und Birgit WIEDL

Die Etablierung der österreichischen Herzöge als Schutzherrn der Juden auf ihrem Territorium erfolgte bereits unter den Babenbergern. Basierend auf einem grosszügigen Privileg förderten die Landesfürsten ihre jüdischen Untertanen im Austausch gegen beträchtliche Steuerleistungen und herzogliche Kontrolle der jüdischen Wirtschaftstätigkeit. „Ihre“ Juden waren für sie dabei ein wirtschaftlich-politischer Faktor unter vielen, der finanziell genützt und zu diesem Zweck lange Zeit prinzipiell geschützt wurde, aber auch ins Hintertreffen geraten konnte, wenn andere Rücksichtnahmen überwogen.

Ihre Abhängigkeit vom herzoglichen Schutz brachte die österreichischen Juden mit dem Einsetzen von Verfolgungen um die Wende zum 14. Jahrhundert in eine zunehmend prekäre Situation. Die ersten Judenverfolgungen in Österreich wurden nicht von einer geistlichen oder weltlichen Obrigkeit initiiert, sondern gingen von der Bevölkerung aus; die herzogliche Reaktion darauf hing von den momentanen Gegebenheiten ab und konnte daher sehr unterschiedlich ausfallen. So gab es keine herzogliche Bestrafung für die Bürger der landesfürstlichen Stadt Korneuburg, die 1305 die dortigen Juden nach einer durch den örtlichen Priester inszenierten Hostienschändung ermordeten. Als es im folgenden Jahr jedoch im passauisch regierten St. Pölten zu einer ähnlichen Judenverfolgung kam, verhängte Herzog Rudolf III. eine hohe Geldstrafe gegen die Bürger und meldete damit Machtansprüche gegen die Stadtherrschaft des Bischofs von Passau an.

In Zeiten von Verfolgungen konnten Machtkämpfe zwischen dem Herzog und den städtischen Obrigkeiten, die wenig Interesse am Schutz der Juden hatten, daher zur Frage von Leben und Tod für die jüdische Bevölkerung werden. Normalerweise konnte der Landesfürst seine jüdischen Untertanen nur eingeschränkt vor unmittelbaren Bedrohungen schützen, da er nicht die Möglichkeit hatte, schnell genug einzugreifen. Die einzige Massnahme, die der Herzog gegen lokale Ausbrüche von antijüdischer Gewalt setzen konnte, war die nachträgliche Bestrafung der Täter.

Etwas anders gestaltete sich die Situation anlässlich des als „Pulkauer Verfolgung“ bekannt gewordenen Ausbruchs

antijüdischer Gewalt im Jahr 1338. Zu Ostern dieses Jahres wurde einem Juden in Pulkau eine Hostienschändung vorgeworfen, worauf die Bevölkerung die Juden des Ortes ermordete. Dies löste eine regelrechte Welle von Judenverfolgungen aus, die nicht nur in Niederösterreich, sondern auch in Böhmen und Mähren zahlreiche Opfer forderte. Betroffen waren vor allem kleinere, ländliche Ansiedlungen, während die jüdischen Gemeinden in den grösseren Städten geschützt blieben, auch wenn sie sich, wie in Wien, diesen Schutz durch finanzielle Zugeständnisse an die Bürger erkaufen mussten.

Angesichts dieser ersten überregionalen Judenverfolgung im Herzogtum Österreich wandte sich Herzog Albrecht II. an den Papst. Benedikt XII. beauftragte daraufhin

den Bischof von Passau, die Sache zu untersuchen und die Juden, falls die Hostienschändungsvorwürfe berechtigt seien, zu bestrafen; würden sie aber für unschuldig befunden, sollten die Anstifter der Verfolgungen strengstens zur Verantwortung gezogen werden. Die päpstliche Haltung mag damit zusammenhängen, dass die Pulkauer Ereignisse Teil einer grösseren Verfolgungswelle waren, die zwischen 1336 und 1338 vor allem die süddeutschen Judengemeinden mit Mord und Plünderung überzog. Es fällt auf, dass selbst christliche zeitgenössische Quellen wirtschaftliche Motive als wahre Gründe dieser antijüdischen

Gewaltausbrüche sahen, auch wenn die Verfolger ihr Vorgehen mit angeblichen Hostienschändungen zu rechtfertigen versuchten.

Neben dem Vorwurf des Ritualmordes war das Narrativ der durch Juden geschändeten Hostie der zweite antijüdische Vorwurf des Mittelalters, der auf die Vorstellung der Juden als Gottesmörder zurückging. Während ältere Formen von Hostienwunderlegenden auf die Bekehrung von Andersgläubigen, wie z. B. Juden, und Einsicht von Zweiflern abzielten und daher das Überleben der Protagonisten einen zentralen Punkt darstellte, verschob sich mit der Festschreibung der Transsubstantiationslehre im 4. Laterankonzil 1215 der Fokus. Das theologische Konzept der Realpräsenz, der Verwandlung der in der Eucharistie von Priestern geweihten Hostie in den realen Leib Christi, musste der Bevölkerung nahegebracht werden. Zur Verankerung dieser geänderten Wertschätzung der Hostie wurde etwa 1264 Fronleichnam, das Fest der leiblichen Gegenwart Christi im Altarsakrament, zum Fest der



Hostienfrevel in Sternberg 1492. Diebold Schilling d.J. (1460-?), Luzerner Bilderchronik, vol. 154v, 1513. Quelle: Wikimedia Commons, abgerufen am 10.11.2018.

Vom 20. bis zum 24. August 1942 wurden 21.000 Juden in die verschiedenen Vernichtungslager deportiert und ermordet. Die letzte Deportation aus Kielce fand Mitte 1944 statt. Ziele waren **Auschwitz** und **Buchenwald**. Nur 18 Personen überlebten.

Ein Transport aus Wien nach Modliborzyce

Dieser verliess Wien am 5. März 1941 mit maximal 999 Männern, Frauen und Kindern. Der Transport ging nach Modliborzyce im Kreis Janów Lubelski im Distrikt Lublin, wo ein Ghetto eingerichtet wurde. In dieses wurden auch Deportierte aus Polen und grossen Teilen des Reiches verbracht. Die Unterbringungsmassnahmen glichen den oben beschriebenen Transporten. Die Lebensverhältnisse waren – wie man sich vorstellen kann – katastrophal. Die arbeitsfähigen Männer wurden zur Arbeit in den diversen Arbeitslagern gezwungen, die im Ghetto verbliebenen verkauften ihr letztes Gut, um einigermaßen überleben zu können. Die Sterblichkeitsrate war hoch: durch Unterernährung und Krankheiten, aber auch bedingt durch gewaltsame Übergriffe von SS und Polizei. Wie im gesamten Distrikt erfolgte die Auflösung des Ghettos im Laufe des Herbst 1942. Anfang Oktober wurden die Inhaftierten in ein Vernichtungslager der „Aktion Reinhard“ deportiert. Nur 13 Personen überlebten.

Der Transport von Wien nach Opatów und Lagów im März 1941

Am 12. März wurde von Wien ein weiterer Deportationszug zusammengestellt. 997 Personen traten die „Reise“ nach Opatów und Lagów an, dies sind zwei Kleinstädte in der Nähe von Kielce im Bezirk Lublin. Der jüdische Bevölkerungsanteil von Opatów war relativ hoch und wurde durch Deportationen und Zwangsumsiedlungen zusätzlich gesteigert. In Stalungen etc. wurden Massenquartiere mit menschenunwürdigen hygienischen Bedingungen geschaffen. Die Deportierten durften sich zwar frei bewegen, doch war die Ernährungslage mehr als dürftig. Einige Monate später, namentlich im Juli 1941, begann man jüngere Juden in Arbeitslager zu transportieren. Sie arbeiteten beim Strassenbau, in Steinbrüchen und in einer Motorenfabrik. Die Anzahl der Ghettobewohner wurde immer grösser. Mittlerweile fristeten dort mehr als 7.000 Personen ihr bedauernswertes Dasein, viele starben an Unterernährung und Typhus. Das Ghetto wurde in der Zeit vom 20. bis 22. Oktober 1942 liquidiert. Der Grossteil trat die letzte „Reise“ in ein Vernichtungslager an, 500 bis 600 Personen kamen ins Arbeitslager **Sandomierz**. Ähnlich war wohl die Situation in Lagów, doch stellt sich die Quellenlage als ausgesprochen schwierig dar. Vom Transport des 12. März 1941 überlebten lediglich 11 Personen.

Die Deportationslisten und das dazugehörige Archivgut im Österreichischen Staatsarchiv, Abteilung Archiv der Republik

Im Zuge des Mandats der Österreichischen Historikerkommission (1998-2003) gelangte das Ak-

tenmaterial der Finanzlandesdirektion für Wien, Niederösterreich und Burgenland in Summe sowie jenes der Deportationslisten im Speziellen zur Aufbewahrung und zur Bearbeitung in das Österreichische Staatsarchiv. Für diese Unterlagen wäre an und für sich das Wiener Stadt- und Landesarchiv zuständig gewesen. Da die Historikerkommission aber ihren Sitz im Österreichischen Staatsarchiv hatte, entschied man sich wegen der einfacheren Benutzung des Aktenmaterials, dieses an die Abteilung Archiv der Republik des Österreichischen Staatsarchivs abzutreten. Im Annex des Aktenmaterials der Finanzlandesdirektion gelangten jene Deportationslisten in das Archiv der Republik, die ab dem Jahr 1941 die 53 Transporte in die Vernichtungslager dokumentieren. Parallel und ergänzend dazu findet man Aktenmaterial über den finanziellen Raubzug gegen die Juden und dessen Finalisierung. Die 53 Transporte waren jeweils mit rund 1.000 Personen „besetzt“. Die Deportationslisten wurden zweifach angelegt: im ersten Teil findet man die zwangsweise ausgesiedelten Personen nur mit ihren Transportnummern, im zweiten werden die Deportierten in alphabetischer Reihenfolge angeführt. Um Sicherheit vorzutäuschen – so der perfide Plan der nationalsozialistischen Machthaber – musste der Fahrpreis durch die Deportierten selbst gezahlt werden. Auf diese Weise sollte Panik verhindert werden. Doch wir wissen heute, dass mehr als 50.000 Jüdinnen und Juden von Wien aus eine Reise antraten, von der es für die meisten keine Rückkehr gab. Somit stellen die Deportationslisten im Österreichischen Staatsarchiv in den meisten Fällen die letzte schriftliche Aufzeichnung eines Menschenlebens dar, das in einem der vielen osteuropäischen Vernichtungslagern von den Mördern der NS-Maschinerie ausgelöscht wurde.

Film- und Literaturhinweise zu diesem Beitrag

Räder müssen rollen – Fahrplanmässig in den Tod. Dokumentarfilm. Regie: Pim Richter, Drehbuch/Konzept: Alfred Gottwald und Pim Richter, Kamera: Hans Rombach und Susanna Salonen, Schnitt: Matthias Behrens, Musik: Bob Rutman, Produktion: Mediopolis Berlin e.V. Berlin: 1994
Gottwald Alfred / Schulle Diana: Die „Judendeportationen“ aus dem Deutschen Reich 1941-1945. Marix Verlag. Wiesbaden: 2005
Sonderzüge in den Tod. Die Deportationen mit der Deutschen Reichsbahn. Eine Dokumentation der Deutschen Bahn AG. Hrsg. Andreas Engwert und Susanne Kill. Böhlau Verlag. Köln-Weimar-Wien: 2009

Weiterführende Literatur (Auswahl)

Benz, Wolfgang (Hrsg.): Dimensionen des Völkermordes. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus. München: 1991.
Birn, Bettina: Die höheren SS- und Polizeiführer. Himmels Vertreter im Reich und den besetzten Gebieten. Düsseldorf: 1966.
Browning, Christopher: Die Entfesselung der „Endlösung“. Nationalsozialistische Judenpolitik 1939–1942. München: 2003.

Räder müssen rollen – Fahrplanmässig in den Tod Der Anteil der Deutschen Reichsbahn am Holocaust

Hubert STEINER

„Räder müssen rollen – Fahrplanmässig in den Tod“, so lautet der Titel einer 1994 in Deutschland entstandenen Filmdokumentation, welche die Beteiligung der Deutschen Reichsbahn an der Massenvernichtung an europäischen Jüdinnen und Juden zum Inhalt hat. Im Zweiten Weltkrieg war die Deutsche Reichsbahn nicht nur ein wesentlicher Motor der deutschen Kriegswirtschaft, sondern zeichnete auch für jene Transporte verantwortlich, die millionenfachen Tod bedeuteten. Ohne die Deutschen Reichsbahn wäre der industrialisierte Mord undenkbar. Der gedeckte Güterwagen und die Gleise, die durch das Eingangstor nach Auschwitz-Birkenau führen, sind heute noch Symbole für den Holocaust. Von den Millionen Jüdinnen und Juden, die während des Zweiten Weltkrieges in Europa verfolgt und ermordet wurden, fand etwa die Hälfte im Osten in der Nähe ihres Wohnortes den Tod. Die andere Hälfte wurde zwischen 1941 und 1945 mit der Bahn aus allen Teilen Europas in Lager und Vernichtungsstätten transportiert, wo die meisten kurz nach ihrer Ankunft erschossen, in „Gaswagen“ erstickt oder mit Hilfe der perfiden Täuschung des „Brausebades“ in die Gaskammern geführt wurde. Diejenigen, die noch mit dem Leben davonkamen, mussten unter entsetzlichen Bedingungen Zwangsarbeit leisten.

Die „Polentransporte“ im Oktober 1938

Doch nicht erst 1941, sondern schon wesentlich früher setzten die Transporte ein: Voraussetzung dafür war eine grosse seit dem Ersten Weltkrieg in Deutschland lebende Gruppe polnischer Juden. Nun war es die polnische Regierung, die den Vorschlag unterbreitete, Ausweise von Jüdinnen und Juden, die länger als fünf Jahre nicht auf polnischem Staatsgebiet wohnten, für ungültig zu erklären. Dies nahm nun **Heinrich Himmler**, Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei zum Anlass, eine möglichst grosse Anzahl polnischer Juden festzusetzen, um diese an die polnische Grenze zu transportieren. Der Beginn dieser Aktion war mit 28. Oktober 1938 festgelegt. An nämlichem Tag gingen Transporte aus baden-württembergischen Städten ab, ebenso aus Leipzig, Berlin, Dresden, Hamburg, Hannover, München und anderen Städten.

Die Transporte deutscher Juden nach der „Reichskristallnacht“ im November 1938

Die „Erfahrungen“ aus obigen Transporten konnten bald danach wieder angewendet werden, als man nach der „Reichskristallnacht“ zwischen 26.000 und

30.000 männliche Juden vornehmlich in die Konzentrationslager Buchenwald, Dachau und Sachsenhausen deportierte. Bedingt durch die geographische Nähe war gerade Dachau Ziel der in Österreich lebenden Juden, die aufgrund der Ereignisse vom 9. November 1938 in der „Ostmark“ inhaftiert wurden. Innerhalb weniger Tage sind aus Wien mehr als 3.700 nach Dachau verschleppt worden. Die Gesamtzahl der Verschleppten betrug ca. 4.000.

Die frühen Transporte von Mährisch Ostrau, Wien und Kattowitz nach Nisko im Oktober 1939

Im September 1939 erreichte die Verfolgungspolitik der Nationalsozialisten einen neuen Höhepunkt, da der eben begonnene Krieg die Möglichkeit der Auswanderung stark einschränkte. Gleichzeitig wurde der Plan gefasst, ein „Reservat“ in den eroberten polnischen Gebieten östlich von Nisko zu errichten. Im Zuge dieser Transporte begann die „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“ in Wien (Prinz-Eugen-Strasse 22) eine wichtige Rolle zu spielen. Sie wurde im August 1938 durch Reichskommissar **Josef Bürckel** gegründet und vom SS-Hauptsturmführer **Adolf Eichmann** geleitet. Im Oktober 1939 wies diese Institution die Leitung der Israelitischen Kultusgemeinde an, innerhalb dreier Tage Listen mit arbeitsfähigen Männern zu präsentieren, die nach Polen deportiert werden sollten. Obwohl der Plan des erwähnten Judenreservates wieder fallen gelassen wurde, wurden fünf Transporte nach Nisko gesendet. Mit diesen Wiener Transporten wurden am 20. und 26. Oktober 1.584 Personen deportiert, die Aktion „Nisko“ in der Folge wegen unzureichender Planung abgebrochen. Sie scheiterte ferner am Widerstand des Generalgouverneurs **Hans Frank**, der auf seinem Gebiet kein „Judenreservat“ duldete. 1940 kehrten rund 200 Deportierte nach Wien zurück, der Grossteil von ihnen wurde allerdings im Februar 1942 nach Riga verschleppt.

Die Deportation der Juden aus Stettin und Schneidemühl (Piła) nach Lublin im Februar 1940

Rund ein halbes Jahr nach Beginn des Krieges wurde die Stettiner Judengemeinde – sie zählte etwa 1.000 Mitglieder – mit einem Bescheid der bevorstehenden Deportation konfrontiert, wovon zunächst nur die Schulkinder des Waisenhauses und einige Bewohner des städtischen Altenheims verschont blieben. Die Fahrtroute des Zuges führte von Stettin über Stargard, Posen, Warschau und Dęblin direkt nach Lublin, wobei die Deportierten schwere Erfrierungen erlitten. Sie wurden bei ansässigen Juden in der Umgebung untergebracht und sehr bald danach

Alexander VERDNIK

Überdurchschnittlich viele Juden hatten sich schon lange vor dem Schicksalsjahr 1938 für ein Studium der Chemie entschieden. Sie wollten ihr berufliches Glück in der Privatwirtschaft finden, wo der Antisemitismus nicht derart stark etabliert war, wie etwa in akademischen Berufen auf Österreichs Hochschulen. Der „Anschluss“ des Alpenstaates an das Deutsche Reich bereitete dann aber allen Zukunftshoffnungen ein jähes Ende.

Schweigen und Anpassung. Wie für die meisten akademischen Disziplinen bedeutete die Verdrängung der jüdischen Wissenschaftler (nach den Kriterien der „Nürnberger Gesetze“ von 1935) auch für die Chemie einen herben Rückschlag. Die rechtliche Grundlage für die massenhaften Entlassungen jüdischer Akademiker schufen die Nationalsozialisten mit dem „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933. Ab März 1938 hatte dieses auch in der sogenannten „Ostmark“ Rechtsgültigkeit. Wie in allen anderen wissenschaftlichen Fachgebieten wurden die freigewordenen Stellen auch in der Chemie binnen kurzer Zeit mit „arischen“ Wissenschaftlern neu besetzt. Häufig wurden bei diesen Besetzungen Parteimitglieder oder Personen, die sich politisch an die neuen Gegebenheiten angepasst hatten, bevorzugt eingestellt. Zu Protestbekundungen „arischer“ Wissenschaftler kam es nicht, bis auf wenige Einzelfälle blieben Solidaritätsbekundungen mit den Zwangsentlassenen vollkommen aus. Lediglich ausländische Beobachter äusserten Kritik.

Schwere Verluste. Die Chemie hatte mit mindestens 25 Prozent Entlassungen (der gesamten Anzahl der Wissenschaftler) deutlich stärkere Verluste als etwa die Biologie mit 13 oder die Physik mit rund 18 Prozent zu verzeichnen. Die Ursachen dafür lagen vor allem in sozialen Überlegungen. So waren für Chemiker berufliche Perspektiven in der chemischen Industrie, sprich ausserhalb eines antisemitischen Umfeldes einer Hochschule, eher vorhanden. Biologen oder Physiker waren in viel grösserem Ausmass an beamtete Stellen in staatlichen Einrichtungen gebunden, deshalb gab es weniger jüdische Forscher in diesen Disziplinen. Derselbe gesellschaftspolitische Hintergrund trug zum

hohen Prozentsatz jüdischer Mediziner und Juristen bei. Entsprechend gross waren die Verluste durch Entlassungen und erzwungene Emigration.

Einzelschicksale. Nach seinem Medizinstudium an der Universität Strassburg betrieb **Otto Loewi** weiterführende Studien der analytischen und physiologischen Chemie. 1909 wurde er ordentlicher Professor und Direktor des pharmakologischen Instituts der Universität Graz. 1936 erhielt er den Nobelpreis für den Beweis der Übertragung von Informationen an Synapsen, eine



Der österreichische Nobelpreisträger Otto Loewi wurde von den Nationalsozialisten vertrieben, Quelle: Das Interessante Blatt, 5.11.1936

grundlegende Entdeckung der Neurophysiologie. Darüber hinaus identifizierte er zwei Transmittersubstanzen als Acetylcholin und das weit bekanntere Adrenalin. Loewi wurde 1938 inhaftiert, später erhielt er die Erlaubnis zur Emigration. 1940 wurde er Research Professor für Pharmakologie der Medical School der New York University. Erst im Jahre 1958 besuchte er für wenige Tage seine einstige Heimat Österreich. **Hermann Mark** gilt als ein Pionier der modernen Polymerwissenschaften. Nach der NS-Machtübernahme in Deutschland ging er nach Wien, von wo er 1938 mit seiner Familie in die Schweiz floh. Später führte ihn sein Weg nach Kanada und in die USA. 1944 gründete er das Polymer Research Institute in Brooklyn. Es handelte sich dabei um das weltweit erste Institut dieser Art. **Fritz Feigl**, der seit 1928 Privatdozent und seit 1935 ausserordentlicher Professor an der Wiener Universität

war, emigrierte nach seiner Entlassung 1938 zunächst nach Gent, wo er an der Société Belge de Recherches et d'Etudes Leiter des Forschungslabors wurde. Dort entwickelte er für die Alliierten ein Adsorptionsmittel für Gasmasken. 1940 wurde er als „enemy alien“ festgenommen und nach Frankreich deportiert, von wo ihm mit Unterstützung der Freien Französischen Truppen die Flucht über Portugal nach Brasilien gelang. Dort wurde er 1941 Abteilungsleiter des Labors für mineralische Produkte des Landwirtschaftsministeriums in Rio de Janeiro und 1971 Professor für Chemie an der Universität Brasilia. Feigl ist einer der Pioniere auf dem Gebiet der chemischen Mikroanalyse. Durch die von ihm 1918 entwickelte Tüpfelmethode für mikroanalytische Nachweise gelang es ihm, An- und Kationen in Konzentrationen unter 10 µg (Mikrogramm) durch Farbreaktionen auf Filterpapier nachzuweisen und die

Eröffnung der Dauerausstellung „Judentum in Graz / Erbe – Gegenwart – und Zukunft“

pr-Text

Am 4. Oktober 2018 fand in der Grazer Synagoge die Eröffnung der neuen Dauerausstellung „Judentum in Graz / Erbe – Gegenwart – und Zukunft“ statt.

Die im Foyer im Untergeschoss der Synagoge präsentierte Ausstellung umfasst insgesamt 65 photographische Aufnahmen, die in einem Schwarz-Weiss Teil einerseits die jüdische Geschichte der Stadt Graz vom Mittelalter bis zur Gegenwart abbilden, in einem Farbteil andererseits sich der jüdischen Glaubenspraxis widmen.

Die Aufnahmen auch des letzteren Teiles stammen zum Grossteil aus der Grazer jüdischen Gemeinde



dent Elie Rosen hervor, dass man mit dieser in das Führungsprogramm eingebetteten Präsentation, ein lebendiges, buntes und facettenrei-



Jüdische Gemeinde Graz

ches Judentum in Graz vermitteln und sich von der Aura der Morbidität lösen wolle. Der Direktor des Graz-Museums, Prof. Otto Hochreiter, hob die museale Güte des Werkes hervor. Die Präsidentin des steierischen Landtages, Dr. Bettina Vollath, dankte Präsident Rosen für die seit seinem Amtsantritt spürbare Aktivierung jüdischen Lebens in Graz, deren



selbst und sollen dem Besucher derart ein lebendiges jüdisches Leben in der steirischen Landeshauptstadt vermitteln.

Insgesamt fünf Schauvitriolen zeigen zudem Ritualgegenstände für Synagoge, Friedhof, Gebet und Heim, ebenso wie Erinnerungsstücke an besondere Ereignisse im Gemeindeleben, an Gemeindeorganisationen oder die alte Synagoge. Im Rahmen der Ausstellung sehen Sie auch den ältesten jüdischen Grabstein der Stadt Graz, den Grabstein der Ziporah aus dem Jahre 1304.

Eineinhalb Jahre nach Start des von Präsident Elie Rosen implementierten Führungsprogramms habe die Erfahrung gezeigt, dass im Rahmen des Angebotes sowohl bei Erwachsenen wie auch Kindern neben der reinen Wissensvermittlung eine leicht überschaubare Veranschaulichung der nunmehr dargestellten Themenbereiche gewünscht wird. Mit der Dauerausstellung sei man nunmehr gerne einem Wunsch der Besucher nachgekommen. Die Ausstellung ist Besuchern nunmehr im Rahmen des Führungsprogrammes zugänglich (Informationen hierzu auf der Homepage der jüdischen Gemeinde). In seiner Eröffnungsansprache hob Hausherr Präsi-

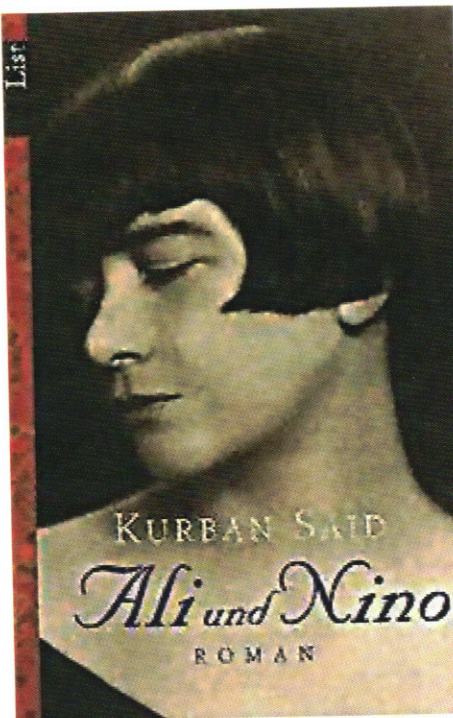
Öffnung nach aussen und deren Präsenz im öffentlichen Leben der Landeshauptstadt. Mit der Ausstellung werde der aufgezeigte Weg nunmehr spürbar fortgesetzt. In Vertretung von Landeshauptmann Hermann Schützenhöfer begrüßte auch NR-Abg. Univ. Prof. Dr. Josef Smolle den eingeschlagenen Weg der Gemeindeführung.

Über 150 Personen signalisierten ein breites Interesse der Öffentlichkeit an der neuen Ausstellung. Unter ihnen etwa NR-Abg. Verena Nussbaum, der Klubobmann der steirischen VP im Landtag Karl Lackner, Landespolizeidirektor Gerald Ortner, Altbürgermeister Alfred Stingl, Vizerektor der KFU Martin Polaschek, Landtagsdirektor Maximilian Weiss, die Konsulin Rudi Roth und Nikolaus Hermann, Konsul a.D. Johannes Hornig, die Gemeinderäte Peter Stöckler, Alexandra Marak-Fischer, Nico Swatek uvm.

Rückfragehinweis:

Präsidium der Jüdischen Gemeinde Graz
+43 (316) 712 468
Brigitte Wimmer, MSc
office@juedischegemeindegraz.at

Marie Theres Arnbom⁸ holt mit der tragischen Geschichte der Familie Selinko den Literatenkreis im Hochhaus wieder ins Gedächtnis und beschreibt ihn als lebensfroh, kommunikativ und als intellektuelle Bereicherung des Kulturlebens der ganzen Stadt. Zu Lew Nussimbaum schreibt sie: „Ebenfalls zum engeren Kreis zählen Schriftsteller wie Karl Frucht und Essad Bey, ein ausgesprochen origineller und eigenartiger Mensch, der wiederum im Hochhaus wohnt – eine seltsame Häufung an Verbindungen“. Nur zu kurz konnte man sich unter den offenen und kritischen Geistern des Hochhauses sicher fühlen. Das tragische Ende kam bald, für manche plötzlich und unverhofft: In den Tagen um den *Anschluss* Österreichs wurde die Wohnung von Annemarie Selinko zu einem kleinen konspirativen Zentrum; man bereite sich zur Flucht vor der NS-Herrschaft vor. Die Gastgeberin war in Sicherheit durch ihre Ehe mit einem Dänen und ihre dänische Staatsbürgerschaft, nicht aber ihre Freunde.



Der Erfolgsroman Ali und Nino, unter dem Pseudonym Kurban Said veröffentlicht, Buchcover.

Lew Nussimbaums letzte Reise führte ihn über die Schweiz, nach Rom, Mailand und Venedig. Aufträge des italienischen Rundfunks waren ihm in Aussicht gestellt; die hatte er bitter nötig, denn an die Tantiemen seiner deutschen und österreichischen – nunmehr „ostmärkischen“ – Verlage kam er nicht heran. Die Quelle aus den Rechten von *Nino und Ali* war versiegt, denn auch die Ehrenfels mussten aus dem „angeschlossenen“ Österreich fliehen. Lew klammerte sich an die Hoffnung, seine Verarmung durch kleinere Arbeiten zu überwinden, doch im Mussolini-Staat war für ihn kein sicheres Auskommen, wengleich er durch eine Ironie des Schicksals in Ezra Pound, dem Bewunderer Mussolinis, einen Fürsprecher fand. Er musste diese zweifelhafte Hilfe nicht annehmen, denn der Keim der tödlichen Krankheit lag schon in ihm. Seine allerletzte Station war Positano, wo sich eine kleine Kolonie von Künstlern niedergelassen

hatte. Eine Gefäßkrankheit raubte ihm die Kräfte, an ein Schreiben war nicht zu denken; die starken Schmerzen zwangen ihn hohe Dosen von Morphin zu nehmen. Er starb im Sommer 1942 im Alter von nur 37 Jahren in Positano, wo er auch begraben liegt.

Sein Vater konnte ihm nicht nach Italien folgen; er wurde aus Wien nach Treblinka deportiert und dort ermordet.

Anmerkungen / Literaturhinweise:

- (1) Kurban Said, Ali und Nino, Wien 1937
- (2) Kurban Said, Ali und Nino, Taschenbuch, Berlin 2016
- (3) Essad Bey, Stalin, Die Karriere eines Fanatiklers, Berlin 1931
- (4) Essad Bey, Mohammed. Eine Biographie, Berlin 1932; Taschenbuch München 2002
- (5) Essad-Bey, Öl und Blut im Orient. Meine Kindheit in Baku; Berlin 1929; Freiburg 2008; Essad Bey, Flüssiges Gold, Ein Kampf um die Macht; Berlin 1933; Essad-Bey (1938); Die Grosstat des Ingenieurs Bergius; in: Schule der Freiheit, 5. Jg.,

Heft 20, S. 632-634, Weimar, 1933.

(6) Tom Reiss, Der Orientalist. Auf den Spuren von Essad Bey, Berlin 2008

(7) Annemarie Selinko, Desirée, Gütersloh 1951

(8) Marie-Theres Arnbom, Damals war Heimat, Wien, 2014, S. 93

**World Public Forum –
Dialogue of Civilizations**
wird

DIALOGUE OF CIVILIZATIONS **DOC** RESEARCH INSTITUTE

(Berlin-Delhi-Moskau-Wien)
und wünscht allen Lesern

Frohe Festtage

Frau Dr. medic.stom Simona Ionela Mick und Ass. Univ. Professor DDr. Michael Mick



Fachärzte für Zahn-,
Mund- und Kieferheilkunde
Implantologische Kieferchirurgie
und Ästhetisch-Restaurative
Zahnheilkunde

Privat und alle Kassen

A-1040 Wien, Schleifmühlgasse 7/8
Tel.: 01/587 43 08
Fax: 01/587 21 65 19
e-mail: office@mick.at

wünschen allen Leserinnen und Lesern
des DAVID ein friedliches Chanukkafest!

Auf jüdischen Spuren im Hochhaus in der Herrengasse

Lew Nussimbaum

Ingrid NOWOTNY

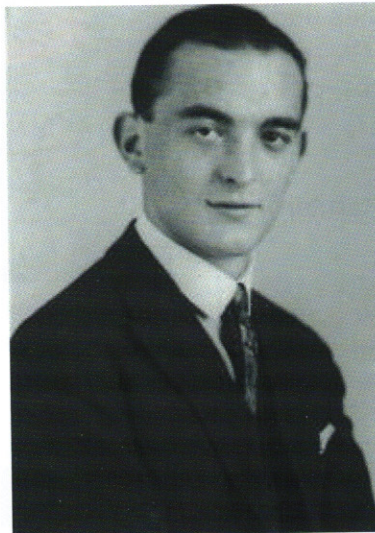
Mein Weg auf die Spur von Lew Nussimbaum im Hochhaus in der Herrengasse war verschlungen: Er führte von Tiflis nach Baku, über das Waldviertel zurück nach Wien und über Annemarie Selinko – siehe meinen Beitrag in der vorigen Ausgabe des DAVID – schliesslich in die Herrengasse.

Wie das? Ich wurde gefragt, ob ich als Expertin an einem sozialpolitischen Projekt der Europäischen Union in Georgien und in Aserbaidschan teilnehmen wolle. Mir gefiel es, und so begann ich mich mit diesen beiden, für mich zuvor noch unbekanntem, ja exotischen Ländern zu befassen. Im Übereifer wandte ich mich an eine georgische Studentin, mir die Sprache beizubringen. Daran bin ich gescheitert. Ich musste leidvoll erkennen, dass es unmöglich ist, sich in kurzer Zeit eine nicht indo-europäische Sprache auch nur in Ansätzen sinnvoll anzueignen – allein die Schrift kostete mich Wochen. Was geblieben ist, ist der Rat meiner Lehrerin, unbedingt „Ali und Nino“¹ zu lesen – so bekäme ich wenigstens etwas von der Kultur und der Geschichte der Länder zwischen Europa und Asien mit. Diese Rechnung ging auf; dafür bin ich ihr sehr dankbar!

Die Lektüre war wundervoll: Die Liebesgeschichte zwischen der georgischen Prinzessin und Christin Nino mit dem aus wohlhabender muslimischer Kaufmannsfamilie stammenden Ali ging zu Herzen; die Schilderung des sozialen und kulturellen Lebens in der Stadt Baku, der Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs um 1900, der Gründer- und Goldgräberstimmung durch den Beginn einer industriellen Erdölgewinnung, ein Juwel an regionalgeschichtlicher Darstellung; das Ringen Aserbaidschans um Unabhängigkeit, die Tragödie im Ersten Weltkrieg, die russische Revolution – ein spannendes und eindringliches Zeitgemälde, tragisch die Flucht und der Tod. Ich war gefesselt.

Gleich zu Beginn war mir die schöne und flüssige deutsche Sprache ein Rätsel: keine hölzerne Übersetzung, sondern deutsch in literarischer Qualität. Mir kam nicht in den Sinn, in Frage zu stellen, dass der Autor Kurban Said den Roman in der Sprache

des Ali, in Azeri, dem Aserbaidschanisch-Türkisch, verfasst haben musste. Meiner Taschenbuchausgabe² war auch kein Hinweis auf die Originalsprache zu entnehmen. Meine Verwunderung über die schöne Sprache jedoch erwies sich – allerdings wesentlich später – als nur allzu berechtigt: Ich hatte keine Übersetzung, sondern die Originalsprache gelesen; Kurban Said war ein Pseudonym. Wie kam es, dass „Ali und Nino“, fast ein Kult-Roman in Aserbaidschan und in Georgien, ursprünglich in keiner der Sprachen dieser beiden Länder geschrieben wurde?



Lew Nussimbaum. Foto: Wikimedia Commons, abgerufen am 18.4.2018.

Kurban Said alias Essad Bey war niemand anderer als Lew Abramowitsch Nussimbaum: 1905 als Sohn des georgisch jüdischen Ölindustriellen Abraham Nussimbaum geboren, verbrachte er unter sehr wohlhabenden und kultivierten Verhältnissen seine Jugend in Baku, der Stadt, die zu dieser Zeit einem wahren Öltrausch erlegen war. Russische Kaufleute, deutsche Ingenieure und auch die schwedische Familie Nobel kamen hier zu grossem Reichtum. Die Nach-

frage nach Erdöl stieg boomartig an – die Lampen Russlands und des gesamten übrigen Europa wurden fast ausschliesslich mit Petroleum aus der Region am Kaspischen Meer gefüllt.

Lews Liebe zur deutschen Sprache wurde schon damals durch seine deutsche Kinderfrau Alice Schulte geprägt. Eine erste Flucht vor gewaltsamen ethnischen Konflikten in der kaukasischen Region und vor der Oktoberrevolution brachten Vater und Sohn 1917 unter abenteuerlichen Bedingungen über das kaspische Meer in den Iran. Aserbaidschan konnte sich von den englischen, deutschen und russischen Machthabern befreien und für die kurze Zeit von 1918 bis 1920 eine freie, demokratische Republik errichten – im Übrigen war dieser muslimische Staat der erste asiatische Staat mit Frauenwahlrecht. Vater und Sohn kehrten in der kurzen Zeit der unabhängigen Republik Aserbaidschan nach Baku zurück um es endgültig mit der bolschewikischen Machtübernahme zu verlassen. Aserbaidschan wurde Sowjetrepublik – für Kapitalisten kein angenehmer Ort zum Leben mehr.



Fördergalerie der Stadt Innsbruck in der neuen Stadtbibliothek

Es war das Jahr 1991 als in der Galerie im Andechshof, in der Innsbrucker Altstadt, die erste Ausstellung eröffnet wurde. Die Stadt Innsbruck startete damals eine jahrzehntelange Förderschiene für bildende Künstlerinnen und Künstler aus Tirol.

Nach 27 Jahren wechselt die Galerie nun ihren Standort und zeigt sich in neuem Glanz und mit neuem Namen im Eingangsbereich der Stadtbibliothek Innsbruck, Amraser Strasse 2.

Die räumliche Symbiose der Galerie und Bibliothek macht es zukünftig möglich, diverse Veranstaltungen für ein kulturinteressiertes Publikum in einem Haus zu bündeln. So können im Veranstaltungsraum der Bibliothek sowohl Lesungen und Vorträge besucht werden, als auch in der Galerie Plattform 6020 im Erdgeschoß an Kunst-Interaktionen und Workshops teilgenommen werden.

Umrahmt werden die kommenden Ausstellungen mit einem vielfältigen Vermittlungsprogramm für Gross und Klein. Wobei es dabei Grossteils nicht nur ums Zuhören, sondern vor allem auch ums Mitmachen gehen wird!

Die erste Ausstellung im neuen Galerieraum präsentiert die Kunstankäufe der Stadt Innsbruck des aktuellen Jahres.

www.innsbruck.gv.at

Foto: LAAC



Wo Menschlichkeit zu Hause ist.

Das Maimonides-Zentrum

Elternheim der IKG

und dessen Bewohnende und Mitarbeitende
wünschen allen ein glückliches und friedliches Chanukkafest.

Für weitere Spenden, die uns die Umsetzung spezieller Leistungen
zugunsten unserer Bewohnerinnen und Bewohner ermöglichen,
sind wir Ihnen sehr verbunden.

Bankverbindung: BIC: BAWAATWW * IBAN: AT981400002010733807

Salomon Lemberger und das Richteramt Eine juristische Karriere im Alten Österreich

Thomas KLETEČKA

Am 15. Dezember 1848 – in der dritten Sitzung des jüngst berufenen Kabinetts Felix Schwarzenberg – eröffnete der damalige Justizminister Dr. Alexander Bach seinen Kollegen, „dass ihm ein Gesuch von einem Juden um Zulassung zur Gerichtsdienstleistung zugekommen sei“. Die zuständigen Landesbehörden unterstützten zwar dieses Gesuch, doch Bach war der Ansicht, man sollte der Emanzipation der Juden nicht vorgreifen, ausserdem „sei ein besonnener Fortschritt für die Juden weit besser als ein zu präzipitierter“. ¹ Daher sei er, so der Justizminister, für die Ablehnung dieses Gesuchs. Der Ministerrat stimmte ihm zu.

Die rechtlichen Verhältnisse der jüdischen Untertanen der Habsburgermonarchie waren bis zur Revolution des Jahres 1848 durch viele einzelne, je nach *Kronland* unterschiedliche Verordnungen und Gesetze – Judenordnungen und Judenpatente – geregelt, die Juden hinsichtlich ihrer politischen und gesellschaftlichen Stellung gegenüber ihren katholischen, aber auch protestantischen und griechisch-orthodoxen Mitbürgern manifest diskriminierten. Bezüglich der eigentlichen Religionsausübung genossen die Juden aber teilweise grössere Freiheiten als die zwei letztgenannten Religionsgruppen. Mit der Märzrevolution von 1848 gerieten die Dinge in Bewegung. Einzelne Massnahmen, wie die Bewilligung der völligen Religionsfreiheit für die Juden in Böhmen und die Aufhebung der Judensteuer im ganzen Reich, brachten spürbare Erleichterungen, und die sogenannte Pillerstorfsche Verfassung vom 25. April 1848 beinhaltete die Emanzipation der Juden vor dem Gesetz, also auch den freien Zutritt zu allen Ämtern und Erwerbszweigen. Diese Verfassung wurde zwar erlassen, trat aber nie in Kraft.

Vor diesem Hintergrund hatte der Ministerrat das Ansuchen des nicht namentlich genannten Juden abgelehnt; die endgültige Entscheidung über die Emanzipation der Juden sollte der nach Kremsier einberufene Reichstag treffen. Hier wurde diese Frage tatsächlich ausführlich und kontroversiell diskutiert. Bevor eine Entscheidung zustande kam, wurde am 4. März 1849 von der Regierung eine Verfassung oktroyiert und der Reichstag aufgelöst. Das kaiserliche Patent über die politischen Rechte vom selben Tag garantierte auch prinzipiell Glaubensfreiheit – mit allen daraus resultierenden Folgen und galt selbstverständlich auch für Juden. Die Regierung behielt sich allerdings nach – auch hier kontroversiell geführten – Debatten vor, die Details, die faktische Umsetzung dieses Prinzips im Falle der Juden durch

ein noch zu erlassendes „Judengesetz“ festzulegen. Der mit dieser Aufgabe betraute Justizminister, nun Anton Ritter von Schmerling, empfahl in seinem Gutachten, das er erst im November 1849 präsentierte, ein verbindliches Reichbürgerschaftsgesetz, das die Rechte und Pflichten aller Staatsbürger, also auch der Juden, regeln sollte. Doch Bach, mittlerweile Innenminister, dem die weitere Durchführung oblag, ergriff keine Initiative in dieser Richtung.

Initiativ geworden war allerdings Justizminister Schmerling. Wie wir aus dem Protokoll des österreichischen Ministerrates vom 16. März 1850 erfahren, war folgendes geschehen: Das Brünner Appellationsgericht hatte das Ersuchen des eingangs erwähnten Juden, Salomon Lemberger, um Zulassung zur Richteramtprüfung mit der Begründung abgelehnt, dass „der Bittwerber die Prüfung aus dem kanonischen Recht nicht abgelegt hat“. Das konnte er auch nicht. Seit 1790 war den Juden zwar gestattet, die Würde eines *Doctor iuris civilis* zu erlangen, nicht aber das Doktorat des kanonischen Rechtes. Sie durften auf Grund einiger Dekrete aus dem Vormärz dann Vorlesungen über das kanonische Recht besuchen, waren aber nicht zu Prüfungen zugelassen und erhielten auch keine Frequentationszeugnisse. Schmerling hatte den Minister für Kultus und Unterricht, Leo Graf von Thun und Hohenstein, über den Fall Lemberger informiert, worauf Thun Mitte Jänner 1850 die Universitäten angewiesen hatte, Juden zu Prüfungen des kanonischen Rechtes zuzulassen. Und Schmerling hatte mit Erlass vom 1. März 1850 verfügt, dass Juden auch ohne Prüfungszeugnisse aus dem Kirchenrecht „transitorisch“, das heisst, bis zur Erlassung eines neuen Gesetzes über die Staatsprüfungen, Richteramtprüfungen ablegen durften. Lemberger, so die Mitteilung Schmerlings an seine Ministerkollegen, hatte sowohl die Prüfung aus dem kanonischen Recht als auch die Auskultantenprüfung² bereits abgelegt. Auch die Frage der allfälligen Eidesablegung, Dienst- oder Amtseid wie bei christlichen Bewerbern oder nur Privateid, war schon gelöst: Lemberger hätte den bei den Christen üblichen Amtseid zu leisten, allerdings auf die Thora. Doch die Mehrheit im Ministerrat sprach sich „gegen die Aufnahme von Juden zu den Richteramtsposten“ aus. In Provinzen mit grösserem jüdischem Bevölkerungsanteil wie Böhmen, Mähren oder Galizien erschienen – zumindest in den Städten – Juden als Richter akzeptabel. Aber in Tirol, Steiermark oder Oberösterreich? Zudem bestimmte die allgemeine, nach wie vor gültige Gerichtsordnung aus dem Jahre 1781, „dass die Juden gegen die Christen bedenkliche Zeugen sind“.³

Fanny Jeiteles und Charlotte Merores Zwei vergessene jüdische Wohltäterinnen

Ursula PROKOP

Sehr vieles aus dem Bereich des jüdischen Kulturgeschehens des 19. Jahrhunderts ist vergessen und verdrängt worden. Noch viel mehr hat dieser Umstand Frauen betroffen. So auch die Philanthropinnen und Stifterinnen, die damals – selten genug – über ein eigenes Vermögen verfügen konnten und die von ihnen geförderten Einrichtungen wiederum überwiegend Frauen zugutekommen liessen und damit praktisch Pionierarbeit leisteten. Angesichts des Umstandes, dass soziale Fürsorge in früheren Zeiten keineswegs eine Angelegenheit der öffentlichen Hand sondern praktisch Privatsache war, ist die Bedeutung solcher wohltätigen Stiftungen nicht hoch genug einzuschätzen.

Eine der ältesten jüdischen Stiftungen überhaupt geht auf **Fanny Jeiteles** (1797-1854) zurück. Die Witwe des Schriftstellers und Gelehrten Ignaz Jeiteles (1783-1843), die 1854 kinderlos verstorben war und aus der wohlhabenden Familie Barrach stammte,¹ vermachte ihr Vermögen mehreren Stiftungen, die 1858 ins Leben gerufen und von der Israelitischen Kultusgemeinde verwaltet wurden. Neben einem erheblichen Betrag für das israelitische Spital und jährlichen Zuwendungen an Rabbinatskandidaten, arme israelitischen Bräute u. a. mehr, widmete sie rund 30.000 Gulden für ein „Versorgungsheim für arme Pfründerinnen“.

In der Folge wurde um 16.000 Gulden ein Haus in Wien-Landstrasse, Steingasse 18 angekauft und adaptiert. Dort wurden 8 bedürftige Frauen untergebracht, die eine eigene Wohnung und ein Wochengeld von 6 Gulden erhielten, von dem sie sich selbst verpflegen mussten. Ende der 90er Jahre des 19. Jahrhunderts veranlasste das Stiftungskuratorium, dass das aus der Biedermeierzeit stammende

Gebäude aufgrund seiner baulichen Unzulänglichkeiten abgerissen und ein der Zeit angemessenes vierstöckiges Wohnhaus errichtet werden sollte. Der Auftrag für den Neubau wurde an den erfahrenen Architekten Wilhelm Stiassny erteilt, der schon häufig für die Kultusgemeinde tätig gewesen war. Im September 1899 wurde dieses neue Stiftungsgebäude feierlich eröffnet. In den unteren Stockwerken waren jetzt neun „Pfründerwohnungen“ für Witwen mit Kindern oder alleinstehende Frauen untergebracht, während sich in den oberen Stockwerken Wohnungen befanden, deren Mieterlös der Stiftung zugute kam. Diese Funktionstrennung ist auch an der Fassade ablesbar, insofern sich die unteren Stockwerke von den oberen durch ihre Farbigkeit abheben. Darüber hinaus wird der obere Bereich mit den „normalen“ Mietwohnungen durch venezianische Balustraden und eine grosse Säulenordnung repräsentativ betont. Dieses bis heute in seiner Aussenerscheinung weitgehend unverändert gebliebene Gebäude in der Steingasse 18 ist somit das letzte Zeugnis der grossen Wohltäterin Fanny Jeiteles.



Fanny Jeiteles – Stiftungshaus, Wien 3, Steingasse 18. Foto: Prokop, mit freundlicher Genehmigung.



Charlotte Merores Stiftungshaus, Wien 9, Währinger Strasse 24. Foto: Prokop, mit freundlicher Genehmigung.

Neben Fanny Jeiteles wirkte auch **Charlotte Merores** (1825-1896) als Philanthropin in Wien. Verheiratet mit dem wohlhabenden Eisenhändler Salomon Merores (1818-1869), den sie um viele Jahre überlebte,² fasste sie schon bald nach dem Tod ihres

Mannes als kinderlose Witwe den Entschluss ihr Vermögen von rund 2 Millionen Kronen zur Errichtung eines ihren Namen tragenden Waisenhauses für israelitische Mädchen zukommen zu lassen.³ Nachdem sie 1896 verstorben war, wurde die nach ihr benannte Stiftung ins Leben gerufen und zur Veranlagung ihres Vermögens vorerst anstelle ihres alten Wohnhauses in der Währinger Strasse 24, das noch aus dem frühen 19. Jahrhun-

Die jüdischen Gründungsmitglieder der Oesterreichischen Nationalbank 1816 und ihre Grabmäler am jüdischen Friedhof Währing in Wien

Serie, Teil 8: Gründungsmitglieder aus Galizien und ihre Familien

Tina WALZER

Drei der jüdischen Gründungsaktionäre der Oesterreichischen Nationalbank stammten aus den östlichen Provinzen der Habsburgermonarchie. Als sie geboren wurden, war Ostgalizien – ab Mitte des 19. Jahrhunderts das Zentrum der europäischen Erdöl-Industrie und des Bergbaus (Eisen, Blei, Kohle, Salz) – noch ein rückständiges Agrargebiet mit geringen Ernteerträgen und dominiert vom System der Leibeigenschaft. Unter den hungerrnden, unterversorgten Einwohnern traten die jüdischen Gemeinden mit einem rund 8 Prozent betragenden Anteil als drittgrösste Bevölkerungsgruppe hervor, die jeweils in eigenen Stadtvierteln und Dörfern (für beides: Schtetln) lebte. Diese setzten sich zum überwiegenden Teil aus aschkenasischen Juden zusammen und waren religiös in ein weites Spektrum der Orthodoxie zwischen Chassidismus und regionalen Kleinstgruppierungen aufgefächert. Aus vielen von ihnen gingen bis heute bestehende, berühmte Rabbinerdynastien hervor. Die Zuwanderer nach Wien unter der josefinischen Toleranz hingegen hatten sich der jüdischen Aufklärungsbewegung zugewandt und suchten Anschluss ans Wiener Bürgerum.

Markus Mayer Baumgarten aus Tismennitz

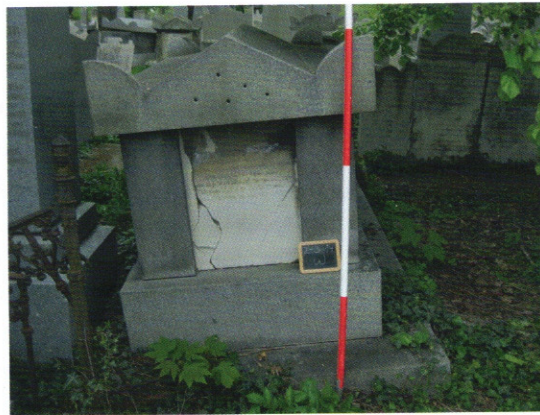
Markus Mayer Baumgarten kam 1749 in Tismenitz (heute: Tysmenyzja, westl. Ukraine) in der damals noch zu Polen gehörigen Woiwodschaft Ruthenien zur Welt. Als er 23 Jahre alt war, gelangte die Stadt nach der *Ersten Teilung Polens* mit dem neugeschaffenen Kronland *Königreich Galizien und Lodomerien* zu Österreich. In Ost-Galizien gelegen, zählt Tismenitz seither – neben den ebenfalls für ihre bedeutenden jüdischen Gemeinden bekannten Orten Kalusch, Burschtyn und Kolomyja – zum Verwaltungsgebiet Oblast Iwano-Frankiwsk (dt. Stanislaw). Als wichtiger Bahnknotenpunkt verband Stanislaw später Lemberg und Czernowitz, sowie Strij mit Husiatyn, alles ebenfalls wichtige jüdische Siedlungszentren. Im Jahr 1880 waren von den rund 18.000 Einwohnern Stanislaus 10.000 jüdischen Glaubens.

Tismenitz lag damals an der Bahnlinie Stanislaw – Buczacz (einer weiteren einflussreichen jüdischen Gemeinde). Zigtausende Juden flohen im Zuge der

Russischen Revolution, nach dem Ersten Weltkrieg und dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie aus Galizien und Lodomerien vor Pogromen in die ehemalige Reichshaupt- und Residenzstadt. Bereits davor hatte es immer einen regen Zustrom aus der Provinz gegeben, so kam beispielsweise auch Sigmund Freuds Vater Jakob (geb. 1815) in jungen Jahren aus Tismenitz nach Wien.

Im Zuge des josefinischen *Toleranzpatents* erhielt Markus Mayer Baumgarten für den Austausch von Waren von und nach Galizien eine Aufenthalts- und Arbeiterlaubnis in Wien. Hier heiratete er am 16. Mai 1790 Veronika, die Tochter des Wolf Lazaro aus Lemberg. Ein Jahr später hatte er bereits eine persönliche, permanente Aufenthaltsbewilligung und damit zugleich das Recht eingeräumt bekommen, einen eigenen Haushalt samt Familie zu führen. Mitglieder seines Hauses durften sich unter seiner „Toleranz“ ebenfalls in der Stadt aufhalten, mussten allerdings ihre Genehmigungen regelmässig – unter Zahlung bedeutender Gebühren und in relativ kurzen Abständen – erneuern lassen. Baumgarten unterstützte im Gegenzug für die grosszügig bemessenen Bewilligungen die wirtschaftlichen und militärischen Ziele der Kaiser, so trug er zum Aufgebot gegen Napoleon 1797 im Zuge des *Ersten Koalitionskriegs* Österreichs und Preussens gegen

Frankreich einen namhaften Betrag bei. Zugleich engagierte er sich für die religiösen Belange der Wiener jüdischen Gemeinschaft, die von den Kaisern nicht explizit als solche unterstützt wurden, und als Mitglied der *Chewra Kadischa* wird er 1819 mit dem *Morenu*-Titel genannt. Als er am ersten September 1832 verstarb, übernahm seine Witwe Veronika die Führung der Geschäfte und erhielt dafür am 30. Juni 1840 schliesslich auch die staatliche Genehmigung als „Grosshändlerswitwe und dermalige tolerierte Handelsfrau“. Sie war Mitglied der *Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen*, welche 1810 auf Anregung von Franz Grillparzers Onkel Josef Sonnleithner (ein enger Freund von Franz Schubert, Beethovens Librettist



Der Kenotaph über den Grabstellen von Markus Mayer Baumgarten und Veronika Lazarus (Gruppe 2, Reihe 3, Grabnummer 14) im altrömischen Stil ist beschädigt, die deutsch beschriftete Namensinschriftenplatte auf der der Allee zugewandten Ostseite fehlt. Die Verse an der nördlichen sowie südlichen Längsseite berichten uns über die Toten. Foto: T. Walzer 2010, mit freundlicher Genehmigung.

für *Fidelio*, Sekretär des Hoftheaters in Wien und Mitbegründer der *Gesellschaft der Musikfreunde in Wien*) gegründet worden war. Markus Mayer Baumgarten

**Gruppenpraxis für Allgemeinmedizin
Dr. Elyahu Tamir und
Dr. Michaela Tscheitschonig-Richling**

wünschen allen Freunden, Bekannten und Patienten
ein schönes Chanukkafest!

Dr. Sylvia Stein-Krumholz

Praxis für Kinder- und
Jugendheilkunde
und Familie

Wollzeile 12/1/1/11

1010 Wien

Tel: 513 29 97

wünschen Chag Sameach

Ivan und Sonja Roth

wünschen allen Lesern
des DAVID
ein friedliches
Chanukka-Fest!

www.schreiber.4t.com | Simmeringer Hauptstr. 244-246, 1110 Wien

SCHREIBER

Steinmetzbetrieb

*und Familien wünschen allen Gemeindemitgliedern
ein friedvolles Chanukkafest!*

Tel.: 76 71 009, Fax: DW 4,
e-Mail: j.p.schreiber@aon.at

Keller & Co

Wirtschaftstreuhandges.m.b.H.

Buchengasse 174

A-1100 Wien

Tel.:01/6037264

wünscht allen Leserinnen und
Lesern des DAVID und der
jüdischen Gemeinde in Österreich
ein friedliches Chanukkafest!

**Evelyn Ebrahim
Nahooray**

*wünscht allen Freunden
und Bekannten
ein friedvolles Chanukkafest!*

TIBOR KARTIK

und Familie

*wünschen allen Verwandten
und Freunden ein friedliches
Chanukka-Fest!*

Simon DEUTSCH

**Gesellschaft m.b.H & Co KG
IMPORT - EXPORT - TRANSIT**

Büro: 1010 Wien, Fleischmarkt 7/4

Tel.: 01/533 75 72 Serie

Fax: 01/533 58 79

E-Mail: s.deutsch@simon-deutsch.com

DIE BESTEN WÜNSCHE ZUM CHANUKKA-FEST

Mag. Tina Walzer

und Familie

*wünschen allen Freunden
und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!*

Ing. Turgut Mermertas

und Familie

*wünschen allen Freunden,
Bekanntem und
Geschäftspartnern
ein schönes Chanukkafest!*

Marianne Enigl

*wünscht allen
Freunden und Bekannten
ein friedvolles
Chanukkafest!*

**CHRISTINE RUTH
LEWERENZ-WEGHUBER
BEZIRKSRÄTIN A.D.**

wünscht allen
Freunden und Bekannten
ein friedliches Chanukkafest!

„Hat man solche Freude je empfunden? Zwei Hebräer haben was erfunden!“ Jüdische Erfinder und ihre Schicksale in Österreich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Christian KLÖSCH

Juden und Jüdinnen in technischen Berufen waren lange Zeit eine Seltenheit. Eine Ursache dafür war sicherlich der aggressive Antisemitismus an den Universitäten und hier besonders an den technischen Hochschulen, der das Studium für Juden in diesem Bereich fast unmöglich machte. So brach Otto Kallir-Nirenstein (1894-1978) sein Studium an der Technischen Hochschule Wien wegen des dort grassierenden Antisemitismus Anfang der 1920er Jahre ab.

Statt Luftfahrtingenieur zu werden gründete er stattdessen die „Neue Galerie“ in Wien und wurde einer der frühen Protagonisten der Malerei der Wiener Moderne. Seine Begeisterung für die Luftfahrt behielt er aber: Er baute eine bedeutende Sammlung zur Aviatik auf, die er schliesslich 1934 in Basel versteigerte. Auch das Technische Museum Wien erwarb damals einige wertvolle Stücke aus dieser Auktion. Wer weiss, wäre Otto Kallir während des Studiums nicht dem Antisemitismus ausgesetzt gewesen, vielleicht wäre er heute als Flugpionier bekannt. So wurde er ein Beispiel dafür, wie ein feindliches Umfeld die Entfaltung eines technischen Talents verhinderte. Dennoch hat es in der Habsburgermonarchie einige herausragende Techniker, Erfinder, Chemiker und Naturwissenschaftler beiderlei Geschlechts gegeben, die aus jüdischen Familien stammten.

Siegfried Marcus und seine 130 Patente

Einer von ihnen war der Erfinder Siegfried Marcus (1831-1898), der besonders noch der älteren Generation bekannt ist. Marcus wurde zu Malachin in Mecklenburg-Vorpommern geboren, sein Vater war Vorstand in der dortigen jüdischen Gemeinde. 1852 übersiedelte er nach Wien und eröffnete in der Mariahilfer Strasse eine Mechanikerwerkstätte, die mehr den Charakter eines Forschungslabors hatte. Bis zu seinem Tod meldete er an die 130 Patente für Erfindungen im Bereich der Telegraphenapparate, elektrischer Zünder und Beleuchtungskörper,

Vergaser, Benzinmotoren sowie von Gas-Alkohol- und Benzinlampen an. In der österreichischen Geschichtsschreibung galt er lange Zeit als Erfinder des Automobils. Diese Annahme beruht allerdings auf einem – wohl bewussten – Datierungsfehler eines Professors der Technischen Hochschule Wien. Dieser datierte nach dem Tod von Marcus, den nun im Technischen Museum Wien ausgestellten Prototypen eines Automobils kurzerhand auf 1875.



Siegfried Marcus. Mit freundlicher Genehmigung: Technisches Museum Wien, Archiv.

Damit wäre das Fahrzeug um 11 Jahre älter als das berühmte Benz Dreirad von 1886 gewesen. In den 1960er Jahren konnte jedoch nachgewiesen werden, dass Marcus den Wagen erst 1888 fertigstellte. Nichts desto trotz bleibt Marcus eine herausragende Erfinderpersönlichkeit und sein Gefährt ein bedeutendes Beispiel für ein frühes Automobil. Nach seinem Tod wurde im Wiener Resselpark ein Denkmal für ihn errichtet, das in der NS-Zeit auf Grund seiner jüdischen Herkunft abgetragen werden musste. Sein Fahrzeug von 1888 ist nach wie vor eines der Highlights in der Schausammlung des Technischen Museum Wien.

Emerich Spielmann und sein Superpiano

Ein weiterer jüdischer Erfinder war der Architekt Emerich Spielmann (1873-1952). Anfang der 1930er Jahre erregten seine beiden Prototypen eines elektrischen Musikinstruments in der Öffentlichkeit grosse Aufmerksamkeit. Sein „Superpiano“, eine frühe Form des Synthesizers, führte er live im Radio vor und sogar Albert Einstein, der bekanntlich ein guter Geigenspieler war, wurde auf ihn aufmerksam. Unter grossem Einsatz versuchte er seinen Prototyp zu Marktreife zu bringen, die NS-Machtübernahme 1938 setzte seinen Forschungen aber ein jähes Ende. Seine Frau starb im Dezember 1938 noch in Wien, er selbst flüchtete mit seiner Tochter in die USA, wo bereits seit 1936 sein älterer Sohn lebte. In den USA konnte er an seine frühen Erfolge nicht mehr anknüpfen. Ihm wurde durch den Nationalsozialismus die Chance



Das Superpiano. Quelle: Zeitschrift Radio Wien, 8.2.1929, S. 32.



Liebe Leserinnen und Leser der Kulturzeitschrift DAVID,

zum Chanukkafest wünsche ich Ihnen und allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern in Österreich mit Ihren Verwandten und Freunden in aller Welt frohe und friedvolle Festtage.

Die festliche Jahreszeit lädt dazu ein, innezuhalten. Wir leben in bewegten Zeiten. Immer grössere Vernetzung erlaubt es uns, über grosse Distanzen miteinander in Kontakt zu bleiben. Nachrichten und Informationen sind heute zugänglich wie nie zuvor. Der Fortschritt birgt grosse Chancen für viele.

Gleichzeitig braucht die Beschleunigung der Kommunikation und der Arbeitswelt klare Regeln. Es gilt es gerade im digitalen Zeitalter, unsere freie und demokratische Gesellschaft gegen Angriffe zu verteidigen. Dafür, Fortschritt sozial und demokratisch zu gestalten, setzen sich Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten seit über 150 Jahren ein.

Wir leben in einer stabilen und freien Demokratie. Das Friedensprojekt Europa ist eine Erfolgsgeschichte, auf die wir stolz sein können. „Der Frieden ist nicht alles, aber alles ist ohne den Frieden nichts“, hat Willy Brandt gesagt. Wenn wir der Prognomnacht vom 9. auf den 10. November gedenken, die sich in diesem Jahr zum 80. Mal jährt, dann ruft uns dieses Gedenken in die Verantwortung. Ich bin überzeugt: Unsere Demokratie ist stärker als Rechtsextremismus und islamistischer Terror. Wir stellen uns mit aller Kraft jenen in den Weg, die populistisch Menschen gegeneinander ausspielen, die Nationalismus und Egoismus Vorschub leisten. Wir treten für den Zusammenhalt in unseren Ländern und in Europa ein. Denn nur in einem Europa des Zusammenhalts können wir in Gerechtigkeit und Freiheit leben.

Ich wünsche Ihnen allen ein fröhliches Fest und gesegnete Hohe Feiertage. Im Namen der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands wünsche ich Ihnen von Herzen Gesundheit, Glück und Erfolg.

Andrea Nahles
SPD-Vorsitzende



**Die SPÖ
Landesorganisation Tirol**
wünscht allen Leserinnen
und Lesern des DAVID
ein frohes und koscheres
Chanukkafest.

Elisabeth Blanik
Landesparteiobfrau der SPÖ Tirol.



Liebe Leserinnen und Leser!

Ich wünsche Ihnen ein schönes Chanukka-Fest im Kreise ihrer Familien. Traditionell wird ja beim Lichterfest an den Triumph des Lichtes über die Dunkelheit gedacht – und dass eine reine Kerze

länger brennt als eine unreine. Diesen Gedanken gilt es festzuhalten. Nicht nur im dunklen Herbst und im Winter – sondern über das ganze Jahr hinweg.

Herzlich, Ihr

Marcus Franz
Bezirksvorsteher Favoriten



Sprechstunden jeden Donnerstag
zwischen 15 und 17 Uhr
Ort: Bezirksvorstehung Favoriten,
10., Keplerplatz 5, 1.Stock
Telefon: +43 1 4000-10110
E-Mail: post@bv10.wien.gv.at
facebook.com/MarcusFranzBezirksvorsteher

bezahlte Anzeige

Filmpräsentation „The Heritage of the Bukharian Jews“ im Gemeindesaal der Tempelgasse 7

Gastkommentar von Alexander MIKULA

Zahlreiche Besucherinnen und Besucher folgten der Einladung von Präsident Schlomo Ustoniazov zur Präsentation des Filmes „The Heritage“, der das kulturelle Erbe des bucharischen Judentums eindrucksvoll präsentiert. Bei dieser Veranstaltung durfte der Verein Bucharischer Juden Österreichs (VBJ) nicht nur den Regisseur des Films Eldjon Abbasov und den Unternehmer David Boris Kandov, sondern mit dem Botschafter von Usbekistan, Herrn Sherzod Asadov und dem Botschafter von Tadschikistan, Herrn Idibek Kalandar auch zwei Angehörige des Diplomatischen Corps begrüßen. Organisiert wurde die Filmvorführung vom Generalsekretär des VBJ, Dipl.-Ing. Avraam Malaev.

Der Film erzählt anhand von einzelnen Interviews von Leid, blindem Hass, Missverständnissen, Tragödien, Unruhen und Kriegen, die die bucharischen Juden erlebten. Während der Jahrhunderte, die sie in Zentralasien lebten, trotzten sie dennoch allen sozialen, religiösen und politischen Gegebenheiten und blieben der Thora treu. Die bucharische Gemeinde ist stolz auf ihre Wurzeln, da sie ihre Nachkommenschaft auf Juden zurückführen können, die nach der Zerstörung des Ersten Tempels aus Babylon vertrieben wurden.

In seinem Werk zeigt Regisseur Abbasov eindrucksvoll,

dass dieses Volk einerseits auf seine jüdische spirituelle Tradition und andererseits auf den Einfluss des jahrhundertealten kulturellen Erbes Zentralasiens verweisen kann. Aber auch humorvolle Elemente stellt der Film unter Beweis, wenn z.B.

ein Interviewpartner vor der ehemaligen Hauptsynagoge steht und berichtet, dass diese nun ein nach Lenin benanntes Krankenhaus beherbergt.

Gegenwärtig gibt es weltweit etwa 350.000 bucharische Juden, von denen 50.000 in den Vereinigten Staaten und davon 40.000 allein in New York leben. 150.000 sind aus Zentralasien nach Israel ausgewandert. Kleine Gemeinschaften findet man in Kanada, Russland, Australien, Usbekistan, Deutschland und eben auch in Österreich. Regisseur Abbasov ist es gelungen auf verschiedenen Kontinenten Zeitzeugen zu finden und zu interviewen, damit deren Erinnerungen an das „alte Buchara“

auch für die Nachwelt erhalten bleiben. Präsident Ustoniazov zeigte sich begeistert von der grossen Teilnehmerzahl, fand die Veranstaltung doch mitten unter der Woche statt. Der VBJ fühlt sich geehrt diesen Film vorab präsentieren zu dürfen, der erst in den kommenden Wochen seine offizielle Premiere in den Vereinigten Staaten feiert.



v.l.n.r. Schlomo Ustoniazov, Präsident des VBJ; Sherzod Asadov, Botschafter von Usbekistan; Förderer Boris David Kandov und Idibek Kalandar, Botschafter von Tadschikistan.



www.jbbz.at
01/33106/150

* 20 JAHRE *
JBBZ
Jüdisches Berufliches Bildungszentrum

**Der Vorstand und
die MitarbeiterInnen
des JBBZ wünschen
Ihnen allen
Chanukka Sameach!**



„Ich habe euch nicht vergessen“

Momente aus dem Leben Simon Wiesenthals, der mit seinem Leben und Überleben Geschichte geschrieben hat

Marianne ENIGL

Simon Wiesenthal wurde am 31. Dezember 1908 in Buczacz, Galizien, geboren. Zu seinem 110. Geburtstag bringt DAVID Auszüge aus dem Nachruf, der im Nachrichtenmagazin profil erschienen ist. Wiesenthal ist am 20. September 2005 in Wien gestorben. Sein wichtiges Archiv ist das Herzstück des Wiener Wiesenthal Institut für Holocaust-Studien (VWI) geworden.

„Du bist ein religiöser Mensch. Du glaubst an Gott und ein Leben nach dem Tod. Wenn wir in diese andere Welt kommen und die Millionen von Juden treffen, die in den Lagern gestorben sind, und sie uns fragen, Was habt ihr gemacht?, wird es viele Antworten geben. Der eine wird sagen, Ich bin Juwelier geworden, der andere, Ich habe Kaffee und Zigaretten geschmuggelt, noch ein anderer, Ich habe Häuser gebaut. Und ich werde sagen, Ich habe euch nicht vergessen.“
Simon Wiesenthal



Wiesenthal speaks to the Jewish refugees 1947

Wiesenthal spricht zu den jüdischen Flüchtlingen, 1947. Wiener Wiesenthal Institut für Holocaust-Studien (VWI), II.47-49.a.1.011, mit freundlicher Genehmigung.

M a u t h a u s e n ,

Mai 1945, einer der allerersten Tage nach der Befreiung des Konzentrationslagers.

Gestützt von zwei Helfern schleppt sich ein Insasse in das Büro des amerikanischen Colonel Richard Seibel. Den Colonel wird das Bild nicht mehr verlassen: „Ein Skelett, an dem ein gestreifter Pyjama hing. Ein Mann, der dennoch mit seinen Augen sprechen konnte.“

Der ausgezehnte Mann lässt sich auf einen Sessel fallen, sieht, wie GIs ehemalige SS-Männer in Ketten hereinbringen, sie verhören und ist gebannt: „Ich war gerade Zeuge dessen geworden, was der Inhalt meiner Träume gewesen war. Etwas, von dem ich während der ganzen Zeit in den Lagern niemals geglaubt hatte, dass es einmal wahr werden könnte.“ Simon Wiesenthal erlebt zum ersten Mal, dass jene, die eben noch über Leben und Tod entschieden hatten, Rede und Antwort stehen müssen.

Um ihn herum sterben immer noch Menschen an ihrer Schwäche. Simon Wiesenthal schreibt

auf seiner Pritsche liegend in polnischer Sprache die erste Liste der Nazis und der Verbrecher, an die er sich erinnert. Es ist der 25. Mai 1945.

Die Liste wird später im amerikanischen Nationalarchiv gefunden. Sie enthält 91 Namen. Und kurze Charakterisierungen wie die über den SS-Wächter Hujar im Lager Plaszow: „Gewinner zahlreicher Wetten, weil es ihm gelang, eine Kugel durch zwei Köpfe gleichzeitig zu jagen.“ Die Liste enthält aber auch Namen von Nazis, die sich anständig benommen hatten.

Sechzig Jahre danach ist Simon Wiesenthal die grosse Ikone für den Kampf gegen das Vergessen. Sein von beinahe einem Jahrhundert gezeichnetes Gesicht ist Symbol dafür, was nun das Gewissen genannt wird.

Er weiss wahrscheinlich mehr an Details über den grossen Zivilisationsbruch der westlichen,

christlichen Welt als jeder andere. Und er weiss um die Hilflosigkeit, das Verstecken, Taktieren, Abwürgen und das politische Spiel danach.

Es sind die Momente der ersten Nachkriegszeit, aus der das Phänomen Wiesenthal erfahrbar wird. Wie er seinen singulären Weg des Ermittlers auf eigene Faust beginnt. Wie entschieden, streitbar und von sich und seiner Sache überzeugt er ihn zu gehen gewillt ist.

Zu diesem Zeitpunkt fürchtet er, seine ganze Familie, auch seine Frau Cyla, sei unter den Ermordeten, und will antreten, die Mörder zu überführen:

„Obwohl ich polnischer Staatsbürger bin und gern in meinen Heimatort zurückkehren würde, glaube ich, dass die Verbrechen dieser Männer von einem derartigen Ausmass sind, dass keine Anstrengung unterlassen werden sollte, um sie zu verhaften. Ich glaube auch, dass es meine Pflicht ist, meine Dienste anzubieten, entweder, um die Beschreibung ihrer Missetaten zu vervollständigen, oder – falls eine Identifizierung gebraucht wird – als Augenzeuge.“

Der Novemberpogrom 1938

Thomas VARKONYI

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme im März 1938 wurde aus Österreich die so genannte „Ostmark“, und Wien wurde von einer erstmals multikulturellen Hauptstadt zu einer deutschen Provinzstadt. Die österreichischen Juden waren sofort mit Pogromen und Verfolgungsmassnahmen konfrontiert. Doch es sollte noch schlimmer kommen. Vorgeblich als Vergeltungsaktion auf das Attentat des 17-jährigen Herschel Grynszpan (1921-1942/45) auf den Botschaftsangestellten Ernst vom Rath in Paris, fanden am 9. und 10. November 1938 auch in den österreichischen Städten und Dörfern Pogrome statt.

Angeblich waren es „Spontanaktionen“, die aber alles andere als von selbst entstanden, vielmehr von der Obrigkeit geschürt waren. In Österreich brauchte es allerdings wenig Bestärkung: die sowieso schon antisemitisch vorgeprägte Bevölkerung machte sich sofort daran zu stehen, zu rauben und zu brandschatzen. Auch gab es im Zuge des *Novemberpogroms* 27 jüdische Todesopfer zu beklagen. Die Feuerwehren wurden davon abgehalten, brennende Synagogen zu löschen. Sie durften nur dort eingreifen, wo umliegende Häuser, die Nichtjuden gehörten, in Gefahr waren.

Am 10. November 1938 um zwei Uhr früh stürmte ein Rollkommando unter dem Befehl von Adolf Eichmann (1906-1962) die Synagoge in der Seitenstettengasse. Sie wurde im Inneren grossteils verwüstet, jedoch wegen der Verbauung und der Gefahr, die ein Brand für die Häuser der Umgebung dargestellt hätte, nicht angezündet. 42 Wiener Synagogen, die frei standen, wurden allerdings bereits im *Novemberpogrom* bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Auch alle übrigen G'tteshäuser bis zur kleinsten Betstube wurden geplündert, verwüstet und schwerst beschädigt. Hinzu kamen allein in Wien über 2.000 Wohnungen, aus denen die jüdischen Mieter während des Pogroms delogiert wurden, und bis zu 5.000 Geschäfte, die – bereits Tage davor mit dem „Judenstern“ markiert – zerstört wurden. Tausende Menschen wurden verhaftet und in das KZ Dachau verschleppt.

Ähnlich erging es den Juden in Graz, Linz, Salzburg, Innsbruck, Klagenfurt und anderen österreichischen Städten. Es kam auch zur bislang grössten Verhaftungswelle von Juden, insgesamt wurden 6.547 jüdische Männer verhaftet, unter anderem in

den Sofiensälen und der Polizeireitschule zusammengepfercht und nach fünf Tagen nach Dachau verbracht. Ein Zeitzeuge meinte über die Brutalität des Pogroms, dass für ihn das KZ „Dachau dagegen fast wie eine Erholung“ gewirkt habe.

Tatsache ist, dass sich die *Pogromnacht* grösstenteils tagsüber zutrug, und dass sich grosse Massen an Schaulustigen einfanden, die sich auch an den Plünderungen beteiligten.

Es besteht kein Zweifel unter Historikern, dass der *Novemberpogrom* auf dem Territorium des ehemaligen Österreich besonders radikal und brutal war.

Es war ein weiterer Schritt zur Vernichtung jüdischen Lebens in den von den Nationalsozialisten beherrschten Ländern Europas.

Es sollte weder der letzte, noch der schrecklichste bleiben.



© IKG-Innsbruck

Die Israelitische Kultusgemeinde für Tirol und Vorarlberg wünscht allen Leserinnen und Lesern des DAVID ein schönes und friedvolles Chanukka-Fest!“

Günter Lieder, Präsident
und **Tal Yehiely**,
Vizepräsident der
IKG Innsbruck



„Liebster Max, meine letzte Bitte ...“

Max Brod und Friedensreich Hundertwasser: Zwei auf höchst unterschiedlichen Gebieten künstlerische Menschen mit Wurzeln im heutigen Tschechien

Marianne ENIGL

Was wir Max Brod (1884 – 1968) verdanken, ist unermesslich. Brod war seinem schwermütigen und später schwerkranken Freund Franz Kafka (1883 – 1924) zwei Jahrzehnte lang Lebensmensch und Stütze. Und: er hat dessen Texte bewahrt und unter Lebensgefahr vor den in Prag einmarschierenden Nazis nach Palästina in Sicherheit gebracht.

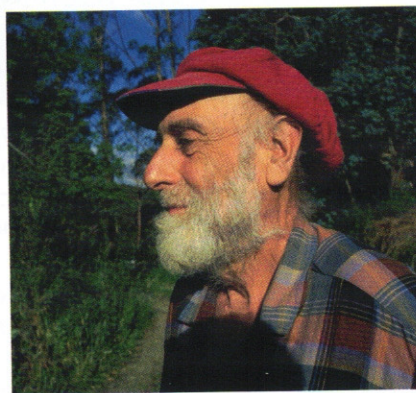
Die beiden jungen Prager – der spätere Kritiker, Schriftsteller, Theaterautor und zionistische Aktivist Brod war in einer wohlbestallten Familie aufgewachsen – lernten sich als 20jährige kennen, lasen einander aus ihren Manuskripten vor. Brod war Kafkas überragende Bedeutung rasch bewusst. Und er tat alles, den Freund zum Schreiben und Veröffentlichen zu bewegen. Wie muss es ihm, Brod, ergangen sein, als der von Schmerz geplagte Kafka ihn in den letzten Lebenswochen wissen liess, er könne nicht mehr lesen: „Geschlossenheit ist der natürliche Zustand meiner Augen“. Auch Kafkas letzter Wunsch war an Brod adressiert, der jedoch erfüllte ihn nicht. Das berühmte Zerstörungs-Vermächtnis hatte der verzweifelte, lungenkranke Kafka auf ein Blatt Papier geschrieben, gefunden wurde es nach seinem Tod 1924. Es ist ein Stück tieftrauriger Literatur über das eigene Weggehen:

„Liebster Max, meine letzte Bitte: alles was sich in meinem Nachlass (also im Bücherkasten, Wäscheschrank, Schreibtisch zuhause und im Bureau, oder wohin sonst irgendetwas vertragen worden sein sollte und Dir auffällt) an Tagebüchern, Manuscripten, Briefen, fremden und eigenen, Gezeichnetem u.s.w. findet restlos und ungelesen zu verbrennen.“

Brod hat Kafkas Nachlass aufbewahrt und bei seiner Flucht 1939 nach Tel Aviv gerettet. Sein Bruder Otto wurde in Auschwitz ermordet, seine Schwester Sophie konnte sich in die USA retten. Brod selbst hat von Romanen bis zu Theaterstücken viel hinterlassen, das angesichts seiner Bedeutung für die Rettung von Kafkas Werk in Vergessenheit geraten ist. Seine



Max Brod in Dresden 1914. Quelle: Wikimedia Commons, abgerufen am 02.11.2018.



Friedensreich Hundertwasser auf seinem Grundstück in Neuseeland, 1998. Foto: Hannes Grobe 1998. Quelle: Wikimedia Commons, abgerufen am 02.11.2018.

eigene Vermittlerrolle innerhalb der Prager Literaten hat er in *Streitbares Leben* (1960) beschrieben. Dem bis zuletzt in Tel Aviv lebenden Dichter verdankt sich auch die Anerkennung für den tschechischen Komponisten Leoš Janáček sowie den „Schwejk“-Verfasser Jaroslav Hašek.

Wien. Hier wird 1928 Friedrich Stowasser geboren, sein späterer Künstlernamen **Friedensreich Hundertwasser** Regentag Dunkelbunt

umfasst alles, was dem so vielfältig Wirkenden wichtig werden wird. Vater Ernst Stowasser hat seine Wurzeln in Böhmen, Mutter Elsa in Mähren. Nach dem frühen Tod des Vaters ringt Elsa um den Lebensunterhalt für sich und ihren Sohn. Der beschreibt sein Aufwachsen so:

*„Meine Mutter war Jüdin. Während des Einmarsches der Hitler-Truppen blieben wir zu Hause. Als wir uns wieder auf die Strasse wagten, hatten auch wir Hakenkreuze angesteckt, denn jeder, der dies nicht tat, war suspekt. [...] Die Perversion des Ganzen wurde mir erst viel später bewusst. Während meine Mutter mit dem Judenstern einkaufen ging, lief ich mit dem Hakenkreuz durch die Gegend.“ (Aus Georg Markus (Hrsg.): *Mein Elternhaus – Ein österreichisches Familienalbum*, Düsseldorf, 1990.)*

Ein Madonnenbild, so der sicherheitshalber Getaufte, weckte in ihm den Wunsch, Maler zu werden. 1943 begann er sein Jugendwerk, in diesem Jahr wurden 69 Familienangehörige mütterlicherseits deportiert und ermordet. Felicitas Heimann-Jelinek, langjährige Chefkuratorin des *Jüdischen Museums Wien*, schrieb anlässlich einer Ausstellung: „Hundertwassers labyrinthischer Spiralstil hat seine Wurzeln wohl auch in der permanenten Spannung und Angst, die er während der Jahre 1938-1945 durchleben musste.“ Zu Hundertwas-

sers Oeuvre zählt auch das Bild *Judenhaus Österreich* (1961/62).

Nach seinem Tod im Jahr 2000 gründeten Engagierte in seiner Wahlheimat Neuseeland einen Trust, der seine tiefe ökologische und humane Überzeugung „hoatu ki te tangata“ (für die Menschen) weiterleben lässt. In Österreich ist der Künstler durch zahlreiche Bauten, unter ihnen das *Hundertwasserhaus* in Wien, präsent.

DAVID: Wie sehen Sie das *Haus der Geschichte Österreich* im internationalen Aufmerksamkeitswettbewerb, für den architektonische Landmarks – etwa Bilbao – als Attraktion gebaut werden?

Sommer: Ich erlaube mir, eine grosse Vision zu haben: nämlich einen Neubau für das *Haus der Geschichte Österreich*. Unsere gesamte Repräsentation der Zweiten Republik findet in Häusern aus der Monarchie statt. Das Parlament, das Bundeskanzleramt, die Präsidentschaftskanzlei – alles befindet sich in historischen Räumen. Wo schreibt sich die Zweite Republik auch architektonisch in das Land ein? Es wäre schön, brächte das *Haus der Geschichte* zweierlei zum Ausdruck: dass man historische Verantwortung dort übernimmt, wo wir Schuld auf uns geladen haben und sich gleichzeitig architektonisch die positiven Aspekte manifestieren, nämlich, dass wir eines der reichsten Länder sind.

DAVID: Gehen wir noch einmal zu Alma Rosé zurück. Wird ein persönliches Stück an sie erinnern?

Sommer: Wir freuen uns über Almas kleines Tagebuch, einen Stift und eine Notentasche, drei Objekte aus Yad Vashem, die erstmals in Österreich gezeigt werden. Es sind Objekte aus Alma Rosés Zeit im KZ Auschwitz-Birkenau. Die Rosé-Geigen werden noch gespielt, die Stradivari Arnold Rosés wurde von der Oesterreichischen Nationalbank angekauft und wird aktuell von Benjamin Schmid gespielt, Alma Rosés Guardagnini gehört dem russischen Geiger Zakhar Bron. Wir bemühen uns, dass beide Geigen wieder einmal zusammen in Österreich spielen.

bezahlte Anzeige

SCHÖNES CHANUKKAFEST!

USCHI LICHTENEGGER

Bezirksvorsteherin
Leopoldstadt
Karmelitergasse 9
post@bv02.wien.gv.at
Tel: +43-1-4000-02111



Zum bevorstehenden Chanukka-Fest übermittle ich allen Bürgerinnen und Bürgern der jüdischen Gemeinde die herzlichsten Glückwünsche.

**Ltg. Abg. GR Prof.
Dr. Gerhard Schmid**

Bezirksparteivorsitzender der SPÖ Hietzing
1130 Wien, Wolkersbergenstrasse 170
e-mail: gerhard.schmid@spw.at

Die Bezirksvorsteherin
von Währing

SILVIA NOSSEK

wünscht allen

jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern
zu Chanukka alles Gute!

Bezirksvorsteherung Währing
1180 Wien, Martinstrasse 100

bezahlte Anzeige



© Sara Costa

**Ich wünsche allen jüdischen
BürgerInnen und den
LeserInnen des DAVID
ein schönes Chanukkafest.
Mögen die Menschen das Licht
auch im Herzen tragen!**

Markus Rumelhart, BV 6. Bezirk

Wir sind für Sie von Montag-Freitag zwischen 7.30 und
15.30 Uhr sowie am Donnerstag von 7.30-18.00 Uhr
unter der Telefon +43 1 4000-06110
(E-Mail: post@bv06.wien.gv.at) erreichbar.
Infos auf www.mariahilf.wien.at

bezahlte Anzeige

Dr. Friedhelm Frischenschlager

Bundesminister aD

*Vizepräsident der Europäischen Bewegung
Österreich*

wünscht allen jüdischen
Bürgerinnen und Bürgern ein
schönes Chanukkafest!



**Erich
Hohenberger**
Bezirksvorsteher
Landstrasse

Shalom!

Im Namen des 3. Bezirkes wünsche ich allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern, deren FreundInnen und Familien auf der ganzen Welt ein schönes und friedliches Chanukkafest - sowie Frieden und Sicherheit, sodass Intoleranz und Antisemitismus sich bei uns nie mehr breit machen können.

Sprechstunde am Freitag 8:30 bis
10:30 Uhr oder nach telefonischer
Vorankündigung unter +43 1/4000-
03111.
post@bv03.wien.gv.at
www.landstrasse.wien.gv.at

bezahlte Anzeige

„Ich erlaube mir, eine grosse Vision zu haben“

Monika Sommer, Direktorin des neuen Hauses der Geschichte Österreich, im Gespräch

Marianne ENIGL

Die 43jährige Historikerin Monika Sommer wurde unter dreizehn Bewerbern als Gründungsdirektorin für das neue Haus der Geschichte Österreich ausgewählt. Ihre Arbeit begann im Februar 2017. Im Gespräch mit DAVID erzählt Monika Sommer von ihrer Idee, in der Neuen Burg in Wien einen Alma Rosé gewidmeten Ort einzurichten und ihn mit der Ausstellung „Nur die Geigen sind geblieben: Alma und Arnold Rosé“ zu eröffnen. Die neue Direktorin: „Wir sind die erste Ausstellung zum Republik-Jubiläum, die der österreichischen Mitverantwortung an der Shoah einen fixen Platz einräumt.“

DAVID: Was braucht ein Museum, damit es Sie fasziniert?

Sommer: Es braucht spannende Geschichten, spannende Objekte, und es braucht auch Emotion. Ein Museum muss intellektuell sein, aber auch emotional berühren.

DAVID: Ein Museum neu zu eröffnen ist etwas besonders Seltenes. Unser Gespräch findet während der hektischen letzten Auf- und Einbauten statt, was bedeutete dieses „Making of a Museum“ Ihnen als Gründungsdirektorin?

Sommer: Es ist eine ganz besondere Herzensangelegenheit und Freude. Ich bin froh, dass das *Haus der Geschichte* nach Jahrzehnte langen Debatten endlich eröffnet. Die Zweite Republik hat sich dieses Museum im besten Sinn des Wortes verdient.

DAVID: Und Sie sind nach den vielen Diskussionen, bildlich ausgedrückt, einfach hineingesprungen?

Sommer: Wir springen da hinein mit der Chance, ein modernes Museum des 21. Jahrhunderts zu gründen. Es ist natürlich ein Abenteuer, dem wir uns hier als junges ambitioniertes Team mit grosser Freude stellen.

DAVID: Welche Bedeutung hat die österreichisch-jüdische Geschichte dieses Jahrhunderts in der Ausstellung „Aufbruch ins Ungewisse – Österreich seit 1918“?

Sommer: Wir sind die erste Ausstellung zum Republik-Jubiläum, die der österreichischen Mitverantwortung an der Shoah einen fixen Platz einräumt. Es wird ein Herzstück der Ausstellung sein, den

Weg in die Jahre 1933/34 bis 1938 und das NS-Terrorssystem zu thematisieren – wir tun dies u.a. mit ausgewählten Widerstands-Biografien, aber auch Täter- und Täterinnenbiografien. Und: Jener Raum, der sich im Inneren der Neuen Burg vor dem *Altan* (dem Balkon der Neuen Burg, Anm.) befindet, wird künftig den Namen *Alma Rosé-Plateau* tragen. Hier starten wir mit der Ausstellung „Nur die Geigen sind geblieben: Alma und Arnold Rosé“.

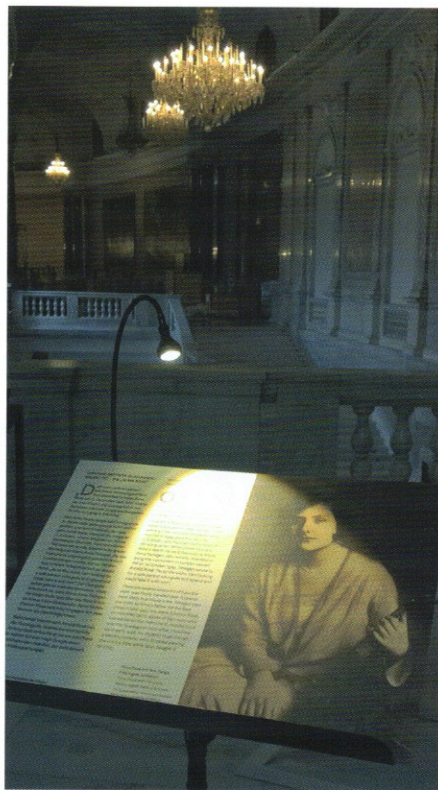
DAVID: Das Schicksal der beiden Ausnahmegeiger Arnold Rosé und seiner Tochter Alma ist ein tief berührendes. Beide hatten die Flucht nach Grossbritannien geschafft, doch Alma ging nach Holland, um dort mit Konzerten den Lebensunterhalt zu bestreiten, ansonsten hätte der Vater seine berühmte Stradivari-Geige verkaufen müssen. Alma ist schliesslich nach Auschwitz deportiert worden. Wessen Idee war die Benennung dieses Raums nach ihr?

Sommer: Es war meine Idee. Bisher hiess er *Mittleres Jagd-plateau*. Die Lage des Plateaus zwischen dem historisch so belasteten und kontaminierten *Altan* und der *Sammlung alter Musikinstrumente* ist prädestiniert, Alma Rosés zu gedenken. Almas Vater Arnold Rosé ist ja sofort nach dem „Anschluss“ von den Wiener Philharmonikern zwangsbeurlaubt worden und seine Tochter hat alles unternommen, um ihm das Leben im Londoner Exil zu organisieren. Im KZ Auschwitz-Birkenau konnte sie als Leiterin des Frauenorchesters vielen jüdischen Musikerinnen das Leben retten, bevor sie 1944 im KZ starb.

DAVID: Ursprünglich war geplant, auch den *Altan*, also den grossen Balkon, von dem aus Adolf Hitler 1938 seine „Anschluss-Rede“ hielt,

in das *Haus der Geschichte* einzubeziehen.

Sommer: Auf dem Balkon haben wir mit der von Susan Philipsz eigens für den März 2018 konzipierten Soundinstallation „The Voices“ gestartet. Der *Altan* entspricht heutigen Sicherheitsauflagen nicht. Eine vor meiner Zeit erstellte Studie ergab, dass es rund 1,1 Millionen Euro kosten würde, etwa um eine Klimaschleuse einzubauen. Ursprünglich war die Investition vorgesehen, im Zug der Gesamtreduk-



Der Geigerin Alma Rosé ist nun in der Neuen Burg in Wien ein Erinnerungsraum gewidmet. Foto: M. Enigl, mit freundlicher Genehmigung.



Sehr geehrte Leserinnen und Leser!

Zum diesjährigen Chanukka-Fest grüsse ich Sie als evangelischer Superintendent von Wien ganz herzlich. An meinen ersten Tagen in meiner neuen Funktion wünsche ich Ihnen, dass das Lichterfest auch heuer ausstrahlen möge! Der Glanz und die Freude über die Einweihung des Tempels möge in Ihnen, in dieser Stadt und in Österreich und auch weltweit Versöhnung hervorrufen, die wir alle erwarten, erhoffen und mit aller Kraft und allem Glauben immer wieder ersehnen!

In unseren Tagen bin ich ganz überzeugt, dass wir getrost über die Grenzen unserer jeweiligen Tradition hinweg schauen und voneinander lernen dürfen. Vor allem dann, wenn der staatliche und persönliche Friede und die individuelle Freiheit stark beeinträchtigt wird durch schamlose Nutzung diskriminierender Worte und ausgrenzender Haltungen. Daher bin ich beeindruckt, mit welcher Klarheit und Stärke gerade jüdische

Glaubensbrüder und -schwestern wie Hans und Sophie Scholl, Oskar Schindler oder auch Simon Wiesenthal, die in diesem Heft gewürdigt werden, uns den Mut vorgelebt haben, auch Widerstand zu leisten.

Mögen uns diese Licht-Träger von G'ttes Liebe in dieser Welt immer wieder neu erzählen!
Chanukka Sameach!

MMag. Dr. Matthias Geist
Superintendent von Wien

© Laurence Chaperon



Liebe Leserinnen und Leser des DAVID,

als Generalsekretärin der Freien Demokratischen Partei ist es mir ein Herzensanliegen, Ihnen persönlich und auch im Namen der liberalen Partei, die besten Grüsse zu Chanukka zu übermitteln.

In dieser Zeit, in der es abends rascher dunkel wird, steigt die Bedeutung des Lichtes. Es ist zugleich auch ein Mut machendes Symbol für ein friedliches Miteinander aller Völker und Religionen – und das nicht nur in Österreich, sondern in ganz Europa sowie der Welt.

Der 110. Geburtstag Oskar Schindlers (geb. 1908), ein Industrieller und Retter verfolgter Juden, der in dieser Ausgabe behandelt wird, zeigt, dass jeder Mensch durch sein eigenes Handeln dazu beitragen kann, diese Welt zu einem besseren Ort zu machen.

Wir wissen, dass der Kampf gegen das Übel des Antisemitismus wichtiger denn je ist. Männer, die eine Kippa tragen und sich zu ihrem Glauben in einer demokratischen Gesellschaft bekennen, werden angegriffen. Gleichzeitig finden laut einer Studie der Technischen Universität Berlin, die sich mit der Verbalisierung von Judenhass im Internet befasst, antisemitische Äusserungen in sozialen Medien und Online-Foren so viel Verbreitung wie noch nie. Dem müssen wir uns entgegenstellen. Als Politik, als Gesellschaft, als Rechtsstaat. Der Antisemitismusbeauftragte der Bundesregierung, Felix Klein, ist ein erster Schritt. Doch ist auch jeder einzelne gefordert, in seinem Umfeld nicht wegzusehen, sondern aktiv zu werden.

Als Generalsekretärin der Freien Demokratischen Partei wird mein Engagement auch in diesem Sinne weiter einer toleranten, lebenswerten und offenen Gesellschaft gelten.

Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern des DAVID Chanukka sameach!

Nicola Beer, MdL
Staatsministerin a.D.
Generalsekretärin der Freien Demokraten



„Wir müssen seine Aufgabe übernehmen.“ Worin kann dieses Weitertragen konkret bestehen?

Kaup-Hasler: Sehr gut gelingt das über die Benennung öffentlicher Räume. Mit ihnen ist man ständig konfrontiert, wie der neue **Moshe-Jahoda-Platz** oder ein Platz, den wir nach **Wanda Lanzer** benannt haben, der vergessenen Begründerin der *Wiener Abendschule*, oder *Spanienkämpfer* **Hans Landauer**.

DAVID: Muss es nicht auch um die Verfasstheit einer Stadt gehen, deren Bewohner mitmachten, die Pogromnacht grausamer als anderswo zu vollziehen?

Kaup-Hasler: Wir leben in einem Land, das so viel Schönes bereithalten würde, in dem das xenophobe Element aber so stark gefördert wurde, auch durch Medien, die Hass und Zuspitzung verbreiten.

DAVID: Die dafür bekannten Boulevardmedien wurden und werden durch die Stadt Wien finanziell sehr unterstützt.

Veronica Kaup-Hasler: Ich bin für ein Überdenken der Strategien im Umgang mit den Medien und würde mir wünschen, wir hätten ein so ein klares Verhältnis wie in Deutschland. Dort gibt es eine Trennung zwischen Politik und Berichterstattung. Wir brauchen eine andere Art der Auseinandersetzung, der Diskussionskultur. Medien haben die Aufgabe, das Geschehen mit kritischem, wachem Geist zu verfolgen. Es geht um eine Demokratie, die natürlich keine Mediokratie sein soll.

DAVID: Sie sind seit Ende Mai Wiens Kulturstadträtin. Haben Sie schon ein Gefühl dafür bekommen, was unser jüdisches Erbe ist? Wie die jüdische Bevölkerung Wiens lebt?

Veronica Kaup-Hasler: Es ist für mich ein grosses Glück, dass sich mir durch meine Funktion ein neues Kapitel geöffnet hat. Ich hatte diesen intensiven Kontakt mit der jüdischen Gemeinde nicht und bin für die Erweiterung meines Blicks unendlich dankbar. Es gibt ein unglaublich erstarktes jüdisches Leben in Wien, ich hatte sehr viele, sehr positive



Kaup-Hasler: „Wir dürfen nicht aufgeben“. Foto: Christian Jobst, mit freundlicher Genehmigung.

alle Fenster aufgemacht und Barzilai in maximaler Lautstärke aus dem Rathaus erklingen lassen...

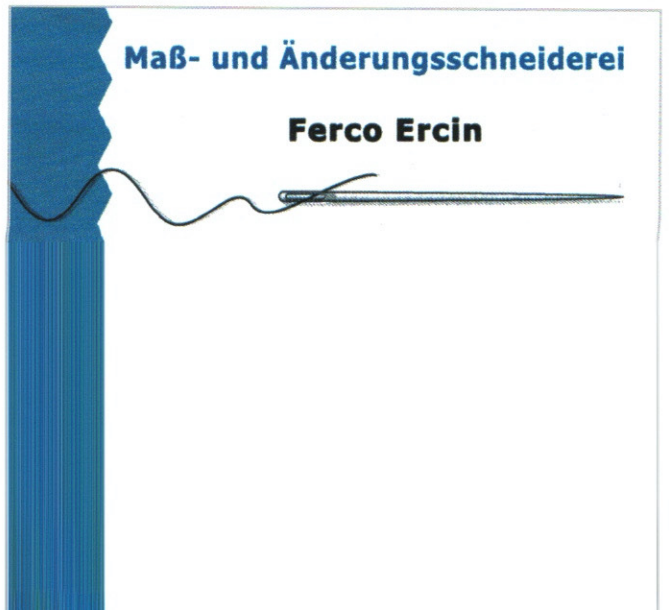
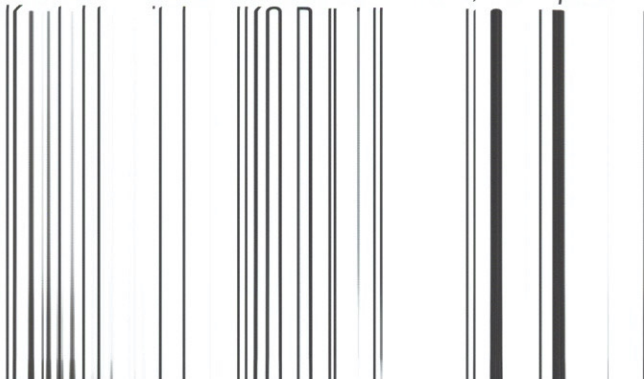
DAVID: Ich möchte Sie noch auf Ihr grösstes Projekt als Intendantin des **steirischen herbstes** ansprechen, die aussergewöhnliche Verfilmung von Elfriede Jelineks Roman *Die Kinder der Toten* im Vorjahr. Dabei ist Elfriede Jelineks Auseinandersetzung mit Erinnern und Nichterinnern der *Shoah* im steirischen Neuberg an der Mürz mit Laiendarstellern genau dort verfilmt worden, wo der Roman angesiedelt ist. Kommt ein ähnliches Projekt in Wien? Eines von Elfriede Jelinek?

Veronica Kaup-Hasler: Dieser Weg ist genau der, wie ich denke, dass man *Die Kinder der Toten* aus der Vergessenheit holen kann. So kann Kunst das schaffen in einer Region, in der Jelinek absolut abgelehnt worden ist. Die Menschen mit einem so schwierigen Text, der

einem in der Kehle stecken bleibt und der doch auch Unterhaltsames hat, zu konfrontieren und Übersetzungsarbeit zu leisten, war mein Anspruch. Dazu waren zwei Jahre Vorarbeit nötig, ich bin in die Wirtshäuser gegangen, habe mit dem Bürgermeister und FPÖ-Vizebürgermeister gesprochen. Wir dürfen nicht müde werden, nicht aufgeben, mit den Menschen zu reden. Wir müssen das Projekt der Aufklärung weiter betreiben und wir müssen auch über das Heute sprechen, über unsere heutigen Xenophobien und Ausschlussmechanismen. Das hat etwas mit Hingabe an die Menschen zu tun, dafür müssen wir uns Zeit nehmen und Zeit investieren. Mit dieser Haltung versuche ich Politik zu machen.

Maß- und Änderungsschneiderei

Ferco Ercin



Geschätzte Leserinnen und Leser,

Chanukka erinnert uns an unsere Stärke. Es gibt Augenblicke, in denen Menschen über sich hinauszuwachsen und Dinge zu tun vermögen, die das Schicksal kommender Generationen entscheidend prägen. In Erinnerung an den heldenhaften Kampf der Makkabäer, jüdischer Freiheitskämpfer jener Zeit, können wir daher bis heute unser wunderschönes Chanukkafest begehen.

Licht, Stärke, Hoffnung und Glauben sind jene Gefühle, die wir mit Chanukka verbinden. Dabei ist uns freilich der tiefere Sinn dieser Worte oft gar nicht mehr bewusst. Was wir aber wissen ist, dass wir über die Jahrtausende unserer Geschichte gelernt haben, dass wir gemeinsam stark sein können. Zwar vermag sicherlich auch jeder einzelne von uns für sich allein etwas zu bewirken, doch zusammen können wir noch weit mehr erreichen. Dieser Zusammenhalt sollte uns stets Optimismus und Zuversicht geben. Gepaart mit der Erkenntnis, dass gerade die breite Vielfalt in unseren Gemeinden unsere neue Stärke sein kann. Bei allen Unterschieden wissen wir, dass wir als Gemeinde sowie jüdisches Volk einfach zusammengehören.

Alle drei angesprochenen Faktoren, Optimismus, Zuversicht und Stärke brauchen wir gerade angesichts vieler widriger Umstände und Herausforderungen die sich für das jüdische Volk gerade gegenwärtig wieder stellen.

In diesem Sinne darf ich Ihnen im eigenen Namen sowie namens der Jüdischen Gemeinde Graz meine allerbesten Glückwünsche für ein gesegnetes Chanukkafest übermitteln.

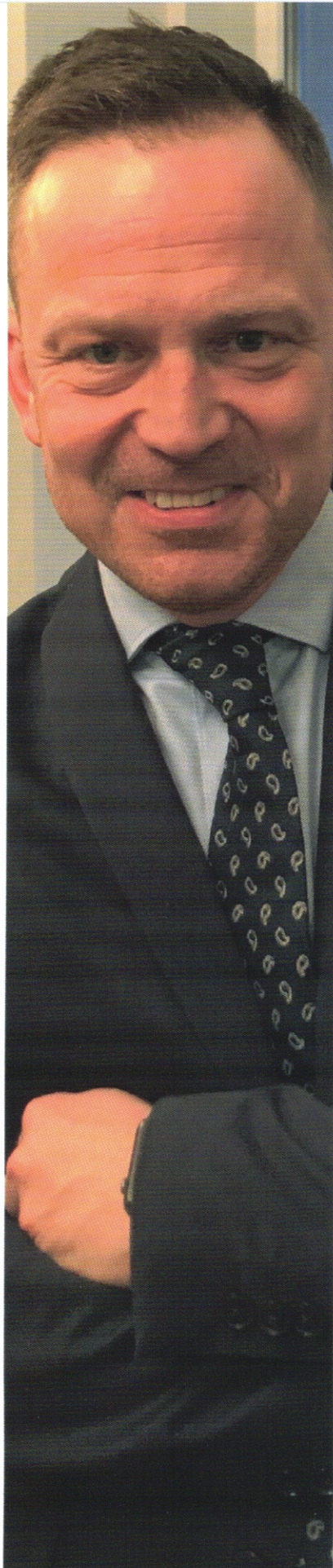
Chanukka sameach !

Herzlichst Ihr


Elie Rosen



Jüdische Gemeinde Graz



 **Bundesministerium**
Öffentlicher Dienst
und Sport

Ein gesundes und friedliches
Chanukkafest 5779 wünscht
das Bundesministerium
für öffentlichen Dienst und Sport
den Leserinnen und Lesern
des David.

Aktuelle Infos zum Thema
öffentlicher Dienst und Sport finden Sie auf bmoeds.gv.at

bezahlte Anzeige

bezahlte Anzeige

 **Bundesministerium**
Verkehr, Innovation
und Technologie

**Das bmvit fördert Innovationen und
Technologien für die Zukunft**

Weltweit stehen Staaten und Gesellschaften vor grossen Herausforderungen: Das Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie (bmvit) begegnet diesen Herausforderungen mit der gezielten Förderung von Innovationen und neuen Technologien. Mehr zu aktuellen Ausschreibungen und Förderungen erfahren Sie unter www.bmvit.gv.at

Auf diesem Weg wünschen die VertreterInnen des bmvit den Mitgliedern der jüdischen Gemeinde Österreichs und insbesondere allen LeserInnen der Zeitschrift DAVID ein frohes Chanukka-Fest.



**PAPA-KARENZ:
EINE ZEIT, DIE NIE
WIEDER KOMMT.**

Das erste Mal gibt's nur einmal – ob es die ersten Schritte sind oder der erste Milchzahn. Seien Sie auch als Vater mit dabei! Zum Glück haben wir dafür hierzulande besonders gute Ausgangsbedingungen – von Papa-Karenz bis zum Familienbonus. Immer mehr Väter in Österreich nutzen die Angebote. Mehr Infos unter www.bundeskanzleramt.gv.at

 **Bundeskanzleramt**
Bundesministerin für Frauen,
Familien und Jugend

Entgeltliche Einbeachtung

Sie haben Fragen ...

- an den Bundeskanzler
- an die Bundesministerin für Frauen, Familien und Jugend
- an den Bundesminister für EU, Kunst, Kultur und Medien
- zu aktuellen Themen der Regierungspolitik
- zur Europäischen Union
- zur öffentlichen Verwaltung in Österreich
- zu Familienleistungen des Bundes (z. B. Familienbeihilfe)
- zu Anlaufstellen und Services für Mädchen und Frauen

Bürgerinnen- und Bürgerservice

☎ 0800 222 666*
Mo bis Fr: 8–16 Uhr

@ service@bka.gv.at

✉ Bundeskanzleramt
Ballhausplatz 1
1010 Wien

☎ +43 1 531 15-204274

*gebührenfrei aus ganz Österreich

Frauenservice

☎ 0800 20 20 11*
Mo bis Do: 10–14 Uhr
Fr: 10–12 Uhr

@ frauenservice@bka.gv.at

Familienservice

☎ 0800 240 262*
Mo bis Do: 9–15 Uhr

@ familienservice@bka.gv.at

ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG

Wir freuen uns auf Ihre Fragen und Anliegen!

© David Bohmann



StRin Mag^a. Veronica Kaup-Hasler

© Christian Jobst



Bgm. Dr. Michael Ludwig

© Lukas Beck



VBGMIn. Mag^a. Maria Vassilakou

© David Bohmann



StR KommR Peter Hanke

*Wir wünschen allen jüdischen
Bürgern und Bürgerinnen
in unserem Lande und
allen Lesern des DAVID
ein friedvolles Chanukkafest.*

© David Bohmann



StRin Kathrin Gaal

© David Bohmann



StR Mag. Jürgen Czernohorszky

© David Bohmann



StRin Mag^a. Ulli Sima



StR Peter Hacker



Sehr geehrte Leserinnen und Leser der Kulturzeitschrift DAVID!

Das Gedenkjahr 2018 neigt sich dem Ende zu. Mit zahlreichen Veranstaltungen, Symposien und Vorträgen haben wir dem Ende des Ersten Weltkriegs 1918 gedacht: Vor 100 Jahren haben mutige Männer und Frauen auf den Trümmern des Krieges die Erste Republik gegründet. Auch das Jahr 1968 haben wir gewürdigt, als ein Jahr, das uns dem Ideal einer toleranten, freien Gesellschaft, in der alle Menschen gleichberechtigt sind, ein grosses Stück näher gebracht hat.

Doch 2018 blicken wir auch auf die Auslöschung der Demokratie, auf Gewalt gegen Jüdinnen und Juden und politisch anders Denkende zurück. Mit dem sog. „Anschluss“ Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland begann 1938 das dunkelste Kapitel unserer Geschichte. Die Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 ist der Beginn eines beispiellosen Verbrechens gegen die Menschheit. Die Zerstörung von Wohnungen und Geschäften jüdischer Mitbürgerinnen und -bürger, die entfesselte Gewalt gegenüber Jüdinnen und Juden sollte nur ein weiterer Schritt auf dem Weg zum Holocaust sein.

Zu der tiefen Trauer in Gedenken an die Opfer dieser Tage im Jahr 1938 hat sich in den letzten Wochen eine tragische Gewissheit gesellt: Der Antisemitismus lebt. Wir konnten Hass und Gewalt gegen Jüdinnen und Juden nicht in die Geschichtsbücher verbannen. Das erschütternde Attentat auf eine Synagoge in Pittsburgh hat uns das wieder vor Augen geführt.

Der schreckliche Tod dieser Menschen zeigt uns nur allzu deutlich, wie schnell eine Rhetorik des Hasses jederzeit wieder in Gewalt enden kann und Dunkelheit sich breit macht.

Lassen Sie uns gemeinsam das Licht sein, das diese Finsternis vertreibt.

Chag Chanukka sameach!

Ihre
Doris Bures
Zweite Präsidentin des Nationalrates



REPUBLIK ÖSTERREICH
Nationalrat
Die Zweite Präsidentin

bmeia.gv.at

Frohes Chanukka!

Chanukka Sameach!



ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG

 **Bundesministerium**
Europa, Integration
und Äußeres

Aus Anlass des Chanukka-Festes 5779 übermittelt das Bundesministerium für Europa, Integration und Äußeres der Lesergemeinde des „David“ die besten Wünsche. Möge das Fest der Kerzen und Lichter der Welt Glück und Zuversicht bringen. **Shalom aleichem!**



Bundespräsident
Alexander Van der Bellen

Sehr geehrte Damen und Herren!
Liebe Leserinnen und Leser der Kulturzeitschrift DAVID!

Ich freue mich, Ihnen und Ihren Familien auf diesem Weg
fröhliche Chanukka-Festtage wünschen zu können.

Es ist schön zu wissen, dass in vielen jüdischen Familien Österreichs ab 2. Dezember
acht Tage lang dieses Fest der Befreiung des jüdischen Volkes von Fremdherrschaft gefeiert wird.

Ich finde es wichtig, gerade diesen Hintergrund des Festes zu betonen,
denn das hat für uns alle Bedeutung.

Es war 164 Jahre vor unserer Zeitrechnung nicht das erste
und schon gar nicht das letzte Mal,
dass Jüdinnen und Juden unterdrückt wurden und sich dagegen auflehnten.
So ist Chanukka ein Fest der Freiheit.

Feiern Sie dieses Fest mit viel Freude in Ihren Familien und mit Freunden
in Freiheit und in der Gewissheit der Sicherheit.

Chanukka sameach, happy Chanukka!

A. Van der Bellen



LINNERTH

Exklusive Herrenmode

wünscht allen Kunden, Freunden
und Bekannten ein schönes und
friedvolles Chanukkafest!

Walfischgasse 8,
1010 Wien
Tel.: +43 1 512 00 46,
office@linnerth.com,
www.linnerth.com



HOTEL STEFANIE
WIEN

1020 Wien, Taborstrasse 12
Tel: +43 1 21150-0
stefanie@schick-hotels.com
www.schick-hotels.com



Über 400 Jahre Tradition im ältesten Hotel Wiens!
Nur wenige Schritte vom 1. Bezirk entfernt, präsentieren sich
111 Zimmer, Tagungsräume sowie das Restaurant als
gelungene Mischung aus Alt und Neu.
Auf Wunsch reservieren wir für Sie gerne koscheres Frühstück.

**Wir wünschen allen unseren Freunden
und Gästen ein friedliches Chanukkafest!**

Chanukka, das jüdische Lichterfest in den trüben Wintertagen, ist zugleich ein Gedenkfest der Freiheit des Gewissens. Es zeugt von der Richtung der Fortentwicklung des Judentums gegen Ende der biblischen Zeit.

Der damals Politik und Kultur beherrschende Hellenismus wollte im 2. Jahrhundert v.d.Z. die freie Ausübung der Riten der jüdischen Lebensform verbieten, entweihte den Tempel in Jerusalem und stellte dort seine Götzen auf. Die Israeliten entfalteten unerwartet starken Widerstand gegen die Besatzer. Die Priester des Heiligtums wie auch zahlreiche einfache Handwerker und Landwirte stärkten das anfangs winzige Heer, das sich unter der Führung der Makkabäer gewaltsam gegen die Eindringlinge erhob, in seinen Kämpfen. Ihre Gegner waren kampferprobte Soldaten der syrisch-makedonischen Armaden. Dennoch gelang es den Aufständischen nach harten Jahren, am 25. des jüdischen Monats Kislew, Jerusalem mit seinem Heiligtum zurückzuerobern. Nach ihrem Einmarsch, betrachteten es die Befreier als ihre vornehmliche Pflicht, den Tempel auf dem Tempelberg zu reinigen, um ihn wieder für den täglichen G'ttesdienst einweihen zu können. Diese Einweihung des Altars heisst auf Hebräisch: *Chanukat Hamisbeach* (Weihe des Altars); daher der Name des Festes: „*Chanukka*“, d.h. Tempelweihe.

Und dennoch sind die Ereignisse, die Episoden dieses Freiheitskampfes jahrhundertlang im jüdischen Volksgedächtnis in den Hintergrund verdrängt worden. Als ob die jüdische Nachwelt sich nicht erinnern wollte. Wenn die Historie und vor allem die jüdische Geschichtsschreibung nur aus den hebräischen Quellen hätte schöpfen können, so würden wir nicht einmal das Wort „Makkabäer“ kennen. Jene hebräische Bezeichnung der Freiheitskämpfer, die heute sogar oft als Namen für viele jüdische Sportvereine – nämlich „Makkabi“ – in aller Welt, dient.

Aus dem ganzen heroischen Kampf um die Freiheit und Unabhängigkeit des jüdischen Landes blieb lediglich ein kurzer Bericht im Talmud, der Schatzkammer der nachbiblischen jüdischen Literatur übrig:

Die Wiederinstandsetzung des Altars, das Anzünden des Tempelleuchters, der Menora, die dann doch acht Tage lang brannte. Durch ein Wunder! Das Öl in der Lampe hätte nur für einen Tag gereicht. Die Bücher der Makkabäer bewahrten jedoch in der klassischen, griechischen Sprache jene Ereignisse, die dem Aufstand vorangingen: Ein eigenwilliger Despot, Antiochus Epiphanes, verbat nicht nur das

Praktizieren der jüdischen Zeremonien, sondern sogar das Studium der Tora, u.a. auch die Brit Mila, die Beschneidung der jüdischen Knaben. Mit diesem Verbot war er allein in der jüdischen Geschichte bis zu dem berühmten Gerichtsbeschluss des Kölner Landgerichts vor sechs Jahren. Anstelle der jüdischen Schulen gründete er griechische Gymnasien und Theater auf dem Boden jüdischer Propheten. Jedoch waren diese Gymnasien und Theater keine Bildungsanstalten, sie dienten den blutigen hellenistischen Wettkämpfen, wobei die Besiegten selten lebend davorkamen. Die Arenen der Theater dienten öfters solchen Massenveranstaltungen, wobei die Gladiatoren ihre Kräfte mit denen der wilden Tiere messen mussten. In den Jahrhunderten der Diaspora gab es keinen jüdischen Widerstand, es blieb nur der erduldet, bittere Leidensweg. Ohne aufzumucken. Es galt lediglich die Hoffnung auf die göttliche Fürsorge und dies, mit übermenschlicher Geduld, G'ttvertrauen zu üben. In Erwartung des Kommens der göttlichen Erlösung...

Während der langen Jahrhunderte der Rechtlosigkeit unseres Volkes, wie auch in der Neuzeit mit ihrer Emanzipation und Assimilation, konnten und wollten die Rabbinen in den Makkabäern keine Freiheitskämpfer sehen, sondern lediglich fromme, religiöse Männer, deren Ziel und Verdienst es war sich für „*Chanukat Hamisbeach*“, für die Wiedereinweihung des Altars, selbstlos einzusetzen. Aufgrund der Schilderungen der Makkabäer-Bücher lernte man die Geschichte von Chana, der jüdischen Mutter, kennen, die mit ihren sieben Söhnen den Märtyrertod wählte, anstatt dem griechischen Gott Zeus zu huldigen. Sogar die katholische Kirche verehrte diese Kinder, als ihre Heiligen. Wussten die Patres, dass sie jüdischen Jungen heiligen? – oder haben sie dies ebenso verdrängt, wie manche sogar erfolgreich das Judesein all ihrer Apostel verdrängt hatten? Erst unsere Zeit, nach der Schoa, begegnet den Makkabäern mit mehr historischem Verständnis und Gefühlsbindung. Wir würdigen heute den Kampf und Widerstand von Jehuda Hamakkabi, dem wir unsere, aber auch die Christen ihre Existenz zu verdanken haben. Wenigstens dies spürten die Kirchenväter richtig, dass ohne die Makkabäer es auch nicht zum Christentum gekommen wäre.

Die Gebete und Zeremonien der Chanukatage huldigen der Gnade G'ttes, die sich diesmal im Erfolg der Makkabäer erblicken lässt. Acht Tage lang werden in den Synagogen die Lobpsalmen gesprochen, und dennoch ist das populärste Lied des Festes das

Rabbiner Moïse Nordmann aus der benachbarten Gemeinde Hegenheim im (damals deutschen) Elsass ein; und auch der Synagogenchor, der bei der Feier sang, kam aus Hegenheim. Rabbiner Nordmann hatte bereits die Feier zur Einweihung des Betlokals in der Altstadt 18 Jahre früher geleitet. Die konservativen „Basler Nachrichten“ schrieben damals u.a.:

„Diese neue Synagoge ist kein imponierender Bau, aber die schönen Verhältnisse desselben sowie die zahlreiche, zum Teil reiche Ausschmückung im Innern machen den Totaleindruck zu einem durchaus günstigen.“

Die Zeitung wünscht der Gemeinde dann noch,

„dass die hiesigen Israeliten ihrer Synagoge durch viele Jahrhunderte sich werden ungestört erfreuen können, und dass nie mehr der finstere Geist Meister wird, der es für ein Gebot ansieht, die zu verfolgen, welche G'tt auf andere Art verehren.“

Die Basler Gemeinde wuchs in der Folge noch, denn nicht zuletzt die Zuwanderung aus dem Elsass ging nach 1871 verstärkt weiter, weil viele französische Juden nicht unter den Deutschen leben wollten, darunter ironischerweise auch die Familie des späteren Hauptmannes Alfred Dreyfus, der in Basel die Schulen besuchte, ehe man nach Paris weiterzog. Viele neue Mitglieder kamen aber auch aus den Ländern im Osten, vor allem dem zaristischen Russland nach Basel. So reichten die Plätze in der neu eingeweihten Synagoge bald nicht mehr aus, weswegen nach 1888 eine zweite Kuppel gebaut und mehr Sitze angebracht wurden. Inzwischen verfügte die Gemeinde mit Arthur Cohn über den ersten fest angestellten Rabbiner – und dieser widersetzte sich als orthodoxer Vertreter seines Berufstandes allen Plänen, in der Synagoge eine Orgel einzubauen, wie es eher liberale Kreise befürworteten.

Als Konzession an den Zeitgeist wurde allerdings eine an eine Kirche erinnernde Kanzel gebaut, auf der noch bis in die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts der Rabbiner (im Talar) am Schabbat und an den Feiertagen seine Worte an die Gemeinde richtete.

Die Synagoge erstrahlte in ihrer ganzen Pracht, als 1897 der wohl prominenteste Gast ihr einen Re-

Rabbiner Arthur Cohn (der Grossvater des Filmproduzenten gleichen Namens, der heute noch in Basel seinen Wohnsitz hat) stand dem Zionismus kritisch, aber nicht ablehnend gegenüber, weshalb der Kongress überhaupt in Basel stattfinden konnte. Theodor

Herzl wusste das natürlich. Und wiewohl er der Orthodoxie ziemlich fern stand, liess er sich im Gebetshaus unter den Augen von Rabbiner Cohn auch zur Torah aufrufen (den entsprechenden Segensspruch hatte er sich zur Sicherheit in „deutschen“ Buchstaben aufschreiben lassen); all dies geschah, um auch die zahlreichen orthodoxen Delegierten des Kongresses günstig zu stimmen, was dann auch gelang.



Die Thorarollen in der Basler Synagoge.

Basel als Gründungsstadt des modernen Zionismus

ist auch heute noch ein attraktives Ziel für viele jüdische Touristen, nicht zuletzt aus Israel. Diese lassen sich den Besuch der Synagoge meist ebenso wenig entgehen wie den des Stadt-Casinos, wo der Kongress stattfand oder des Hotels *LesTrois Rois* (Drei Könige), wo das berühmte Bild des auf den Rhein blickenden Theodor Herzl entstand. Allerdings ist es - aufgrund der von Anschlägen in vielen europäischen Ländern entstandenen Situation - inzwischen nicht mehr so ganz einfach, das Gelände der Gemeinde mit der Synagoge zu betreten. Wer das 150 Jahre alte Gebetshaus besichtigen oder sogar einmal an einem G'ttesdienst teilnehmen möchte, meldet sich bei der Gemeinde an; Spontanbesuche sind nicht (mehr) möglich.

Zum Titelbild: Die Synagoge in Basel, Aussenansicht, Blick von Südosten auf die Apsis mit dem Thoraschrein.

Alle Abbildungen: P. Bollag 2018, mit freundlicher Genehmigung.

Dr. Gabriel Lansky und Familie

1010 Wien, Biberstrasse 5
 Telefon: +43 1/533 33 30-0
 Fax: +43 1/532 84 83
 E-Mail: office@lansky.at

Inhaltsverzeichnis

Ein grosses Jubiläum wird diskret begangen Die Basler Synagoge ist 150 Jahre alt – gefeiert wurde aber kaum Peter BOLLAG	Seite 3
CHANUKKA 5779/2018 Rabbiner Joel BERGER	Seite 6
„Um Worte ringen“ Wiens neue Kulturstadträtin Veronica Kaup-Hasler im Gespräch Marianne ENIGL	Seite 18
„Ich erlaube mir, eine grosse Vision zu haben“ Monika Sommer, Direktorin des neuen Hauses der Geschichte Österreich, im Gespräch Marianne ENIGL	Seite 24
Mäzene der österreichischen Moderne Jüdische Förderer von Egon Schiele (1890 - 1918) und Gustav Klimt (1862 - 1918) Tina WALZER	Seite 27
„Liebster Max, meine letzte Bitte ...“ Max Brod und Friedensreich Hundertwasser Marianne ENIGL	Seite 28
Und dennoch ein Gerechter Oskar Schindler (1908-1974) Thomas VARKONYI	Seite 29
Der Novemberpogrom 1938 Thomas VARKONYI	Seite 30
Die Geschwister Hans und Sophie Scholl und die Weisse Rose, 1943 Thomas VARKONYI	Seite 31
„Ich habe euch nicht vergessen“ Momente aus dem Leben Simon Wiesenthals, der mit seinem Leben und Überleben Geschichte geschrieben hat Marianne ENIGL	Seite 32
Filmpräsentation „The Heritage of the Bukharian Jews“ Gastkommentar von Alexander MIKULA	Seite 34
Lebendiges Erinnern – ein scharfer Blick für Vergangenheit und Zukunft Gastkommentar von Klubobmann Herwig SEISER	Seite 35
„Hat man solche Freude je empfunden? Zwei Hebräer haben was erfunden!“ Jüdische Erfinder und ihre Schicksale in Österreich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Christian KLÖSCH	Seite 38
Die jüdischen Gründungsmitglieder der Oesterreichischen Nationalbank 1816 und ihre Grabmäler am jüdischen Friedhof Währing in Wien Serie, Teil 8: Gründungsmitglieder aus Galizien und ihre Familien Tina WALZER	Seite 42
Fanny Jeiteles und Charlotte Merores Ursula PROKOP	Seite 44
Salomon Lemberger und das Richteramt Thomas KLETEČKA	Seite 46
Auf jüdischen Spuren im Hochhaus in der Herrengasse Lew Nussimbaum	Seite 50

